

Mittheilungen der Geographischen  
Gesellschaft in Hamburg 1891-92  
Hamburg: L. Friedrichsen & Co. (1892) vol. 9  
Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Gürich, Georg, Dr.: Deutsch Südwest-Afrika. Reisebilder und Skizzen aus den Jahren 1888 und 1889, mit einer Original-Routenkarte ....	1-216
Sievers, Wilh., Prof. Dr.: Zur Kenntniss Puerto Rico's, mit einer Karte von L. Friederichsen .....	217-236
Sievers, Wilh., Prof. Dr.: Das Erdbeben in Venezuela am 28. April 1894, mit 2 Karten von L. Friederichsen .....	237-244
Petersen, Joh., Dr.: Die Reisen des „Jason“ und der „Hertha“ in das Antarktische Meer 1893-1894 und die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen, mit einer Karte von L. Friederichsen ....	245-298
Friederichsen, L.: Begleitworte zur Karte des Dirck Gherritz-Archipels ..	299-306
Sitzungsberichte 1891 und 1892, zusammengestellt von H. Michow ..	306-361
Mitglieder-Verzeichniss Ende 1892 .....	362-369

### Karten.

- Tafel 1. Winddiagramme zur Veranschaulichung der Vertheilung und Häufigkeit der Winde an den Stationen Walfischbai, Otyisewa, Rehoboth und Omaruru.
- 2 u. 3. Originalkarte der im Auftrage des Deutschen Goldsyndikates in den Jahren 1888-1889 in Deutsch Südwest-Afrika unternommenen Reise von Dr. Georg Gürich, reduzirt von H. Michow.
4. Kartenskizze zur Veranschaulichung der Reiseroute des Dr. W. Sievers quer durch Puerto Rico von Arecibo bis Ponce im August 1892. Gezeichnet von L. Friederichsen.
5. Karte zur Veranschaulichung der Ausdehnung des Erdbebens vom 28. April 1894 in Venezuela und Columbien. Gezeichnet von L. Friederichsen.
6. Dr. W. Sievers' Originalkarte der südlichen Hälfte der Venezolanischen Cordillere zur Veranschaulichung des Schauplatzes des Erdbebens vom 28. April 1894. Bearbeitet und gezeichnet von L. Friederichsen.
7. Originalkarte des Dirck Gherritz-Archipels zur Veranschaulichung der wissenschaftlichen Ergebnisse der im Auftrage der Dampfschiff-Gesellschaft „Oceana“ in Hamburg 1893-1894 ausgeführten Reisen des Dampfschiffes „Jason“, Capt. C. A. Larsen. Bearbeitet und gezeichnet von L. Friederichsen.

### Abbildungen.

- Seite 32. Flussbett am Rande der Steinwüste (Namib) bei Klein-Tinkas.
40. Felsen mit Flugsand in der Namib.
72. Randwald im Schwachaub bei Ussab.
80. Schwachaub-Bett bei Ussab.

portal

Georg Gürich  
Deutsch-Südwest-Afrika  
(Reisebilder und Skizzen aus den Jahren 1888 und 1889, mit einer Original Routenkarte) 1-216

### Vorwort.

In der vorliegenden Abhandlung<sup>1)</sup> habe ich mich lediglich bemüht, eine möglichst objektive Darstellung der Beobachtungen zu geben, welche ich im Deutschen Schutzgebiete von Südwest-Afrika während meines Aufenthaltes daselbst, Mai 1888 bis Januar 1889, gemacht habe. Die Reise dorthin habe ich im Auftrage des Südwest-Afrikanischen Goldsyndikates zu Berlin unternommen. Die übrigens nicht umfangreiche Literatur über das Land ist mir nicht unbekannt geblieben; ich musste jedoch darauf verzichten, ausführlich auf dieselbe einzugehen, da meine Facharbeiten meine Zeit beschränkten; dass jene Literatur aber doch berücksichtigt ist, wird der mit dem Gegenstande vertraute Leser allenthalben erkennen können. Der Schwerpunkt meiner Arbeit beruht in dem näheren Studium der unwirthlichen und menschenarmen Gebirgsländer an der von der inneren Hochebene nach dem Meere zu sich senkenden Abdachung. Die anderen, bevölkerteren Theile unseres Schutzgebietes haben in der jüngsten Zeit in dem Buche von Schinz<sup>2)</sup> eine eingehende Schilderung erfahren. Wenn unsere Routen sich auch mehrfach kreuzen, so liegt bei Schinz der Schwerpunkt mehr im Osten, im Inneren des Kontinents. In der Physiographie des Landes ergänzen sich daher unsere beiden Arbeiten in der erfreulichsten Weise; so kennt Schinz das von mir besuchte Kaokoveld gar nicht<sup>3)</sup>. Die

<sup>1)</sup> Einzelne an Ort und Stelle niedergeschriebene Theile derselben sind bereits im Feuilleton der Schlesischen Zeitung verwerthet worden.

<sup>2)</sup> Deutsch Südwest-Afrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete, Gross Nama- und Hereröländ, nach dem Kunene, dem Ngamisse und der Kalaxari 1884-1887. Von Dr. Hans Schinz. Mit einer Karte, 18 Vollbildern und vielen Text-Illustrationen in Holzschnitt, 568 Seiten. Oldenburg und Leipzig 1891.

<sup>3)</sup> s. den Karton auf Tafel 2.

This is the one I need

Entwicklung des Goldbergbaues ist ihm nur aus der Ferne bekannt geworden, und bei Beurtheilung der geologischen Verhältnisse stützt er sich grossentheils auf andere Gewährsmänner (A. Schenck), von welchen ich in meinen Ausführungen theilweise abweiche. Dagegen finden ethnologische Gesichtspunkte bei Schinz ausgedehntere Berücksichtigung. Das Manuskript der vorliegenden Arbeit war bereits im Mai 1890 abgeschlossen, durch meine Reise nach Venezuela ist das Erscheinen derselben hinausgeschoben worden.

Die beigegebenen Lichtdruckbilder sind nach Photographien gefertigt, welche Herr Kocks, Bergingenieur unserer Expedition, mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Breslau, Juli 1891.

Dr. Gürich.

## I. Einleitung.

Unser Schutzgebiet, von welchem in den folgenden Zeilen die Rede sein soll, erstreckt sich langs der Westküste von Afrika von  $17^{\circ} 15'$  bis  $28^{\circ} 35'$  S. Br. Im Süden grenzt das Schutzgebiet im Oranje-Flusse an die Kapkolonie, im Norden stösst es an die portugiesische Besitzung Mossamedes, die noch zu Süd-Guinea gerechnet wird; hier bildet der Cunene die Grenze, soweit er einen westöstlichen Verlauf hat; von dort ab verläuft die Grenze in östlicher Richtung bis zum Okowango. Die auf den Karten verzeichnete Ostgrenze giebt nur die Grenze der Interessensphäre an, dieselbe deckt sich bei Weitem nicht mit der eigentlichen Machtsphäre; die Ausdehnung der letzteren wird aus späteren Ausführungen ersichtlich sein.

Um europäische Maasse zum Vergleiche heranzuziehen, denke man sich die westliche Küstenlinie der spanischen Halbinsel von Lissabon aus nordwärts bis zur Bretagne, bis Brest fortgesetzt, so ergiebt dies etwa die Länge der Küstenlinie unseres Schutzgebietes, und die Linie Lissabon--Madrid giebt sehr reichlich gerechnet die Breite desselben an. Die englische Enklave in unserem Schutzgebiet, Walfischbai, ist in Bezug auf die Dimensionen sehr geringfügig.

Während man in Kapstadt nach der Uhr von Danzig sich richten kann, stimmt die Zeit von Walfischbai mit der von Stettin nahezu überein; es befindet sich also unser Schutzgebiet unter denselben Längengraden wie das östliche Deutschland; freilich liegen zwischen Berlin und Otyimbingue, dem ehemaligen Sitze des deutschen Reichskommissars, 75 Breitengrade oder an 8000 Kilometer.

Einen eigenen einheitlichen Namen giebt es für das südwestafrikanische Schutzgebiet nicht. Lüderitzland, womit man es zuweilen bezeichnete, bezieht sich nur auf die Gegend um den Hafen von Angra Pequena, in der südlichen Hälfte des Gesamtgebietes.

Viel angewendet wurden in jüngster Zeit die Namen Damaraland und Namaqualand. Namaqualand ist das Land der Hottentotten; doch nur das sogenannte Gross Namaqualand nördlich vom Oranje-Flusse gehört zum deutschen Schutzgebiete; klein Namaqualand, südlich vom Oranje-Flusse, ist ein Theil der englischen Kapkolonie. Für Gross

förmliche Badereisen dorthin. Von grösserem Werthe sind aber diese Quellen wegen ihres constanten Wasserreichthums für die Berieselung von Gärten, die denn auch zu Rehoboth unter der Pflege der thätigeren Bastards recht wohl gediehen.

Uebrigens giebt es auch in Rehoboth unmittelbar neben den Thermen Quellen mit Wasser von gewöhnlicher Temperatur, das als Trinkwasser sehr wohl zu gebrauchen ist; sie stammen augenscheinlich aus geringer Tiefe und rieseln unmittelbar unter der Kieseltuffdecke hervor, welche bei der Erhaltung der Wasservorräthe dieselbe Rolle spielt, wie die vorher besprochenen Kalktuffdecken anderer Quellen.

Von grösserem Wasserreichthum und schönerer, interessanterer Lage sollen nach dem übereinstimmenden Urtheile aller meiner Gewährsleute die Thermen von Windhoek, nördlich von Rehoboth sein; dieser günstige Platz ist indessen des leidigen Krieges zwischen Hottentotten und Herero wegen seit mehreren Jahren völlig unbewohnt und unbenutzt.<sup>1)</sup>

Die hohe Temperatur der Thermen beweist zur Genüge, dass die Wasservorräthe aus grösserer augenscheinlich bedeutenderer Tiefe stammen. Allerdings rühren auch sie von den atmosphärischen Niederschlägen her, aber die eigenthümliche Verbreitung der Thermen in einer so ausgedehnten, fast geraden, nordsüdlichen Linie deutet auf ganz besondere Umstände hin, denen sie ihre Existenz verdanken. Es soll hier nur angedeutet werden, dass man diese Erscheinungen sich in Verbindung mit den jüngsten geotektonischen Vorgängen vorstellen müssen.

Durch artesische Brunnen dem notorischen Wassermangel in unserem Schutzgebiete abzuhelfen, wird, wie aus den obigen Ausführungen wohl hervorgehen dürfte, schwerlich irgendwo zu einem Resultate führen. Das erlauben nun einmal die Verhältnisse des Untergrundes nicht, der im Allgemeinen aus losem Sande, Schotter und Geröll und festem Fels besteht. Unzweifelhaft aber wird man an noch vielen jetzt unbenutzten Stellen durch tiefe Brunnen (Puits) Wasser erreichen; die Figuration der Erdoberfläche, das Vorhandensein einer reicheren Flora werden hierbei leiten können, und ich bin überzeugt, dass auch die Eingeborenen solche Stellen richtig herausfinden würden.

Unvergleichlich mehr würde für die Aufbesserung der Wasserhältnisse durch die Anlegung von Thalsperren und Reservoiren geschehen können. Wir hatten viel Veranlassung, gerade diese Punkte unsere Aufmerksamkeit zu widmen; keine der vielen Gold-

<sup>1)</sup> In jüngster Zeit (1891) ist Windhoek von der Schutztruppe besetzt worden.

minen im Lande hätte je in Betrieb kommen können, wenn nicht umfangreiche Maassnahmen zur Erhaltung eines ausreichenden Wasservorrathes getroffen worden wären. Wir haben uns nun überzeugt, dass an vielen Stellen mit verhältnissmässig geringem Kostenaufwande Dämme von unbedeutenden Dimensionen grosse Wassermengen aufhalten könnten. Das Relief des Landes ist hierfür äusserst günstig. Sehr oft haben ausgedehnte Sammelbecken nur einen engen Ausgang zwischen hohen Felsenhöhen. Allerdings würde die ungemein starke Verdunstung offene Wasserflächen sehr schnell erheblich reduzieren, dann müsste man wenigstens jedes Jahr auf einen ergiebigen Regenschall in dem Sammelgebiete rechnen können, was man in den der Küste näheren Strichen kaum thun darf. Um allen diesen erschwerenden Umständen zu begegnen, würde man nur überdeckte Reservoirs mit dauerndem Erfolge und erheblichem Vortheile anwenden können.

Die Rentabilität solcher Anlagen im Grossen würde sich natürlich nur nach den sonstigen Verhältnissen im Lande richten. Lohnende Goldminen würden unzweifelhaft einen völligen Umschwung auch der Wasserverhältnisse nach sich gezogen haben, und an jedem Wassereservoir hätte man dann auch lohnende Bodenbebauung, wenn auch nicht wirklichen Ackerbau, so doch wenigstens Gartenbau einführen können.

## 6. Bevölkerung des Schutzgebietes.

Der Neuling, der in irgend einem Hafen der Westküste des tropischen Afrika ankommt, kann in der Regel schon beim Landen seine ersten anthropologischen Studien anstellen. Fast immer muss er auf dem Rücken stämmiger Eingeborener aus dem Landungsboote auf das flache Gestade hinaufgetragen werden, und so werden ihm da recht unmittelbar die verschiedensten Abtönungen der Negerhautfarbe vor Augen geführt. Dasselbe ist auch der Fall, wenn man unser deutsches südwestafrikanisches Schutzgebiet betreten will und zu dem Zwecke in der Walfischbai landet. Auch hier kommt dem landenden Boote eine Schaar lärmender, schreiender Gesellen entgegen; das suchende Auge findet sofort die einzelnen Neger heraus. Aber die Mehrzahl der Männer ist nicht schwarz oder auch nur dunkel; sie sind hellgefärbt in einem schwer zu bestimmenden Farbentone, bald mehr gelb, bald etwas röthlich. Auch ist entschieden keine Zwischenfarbe zwischen dieser und der der Neger zu bemerken. Sehen wir uns jene heller gefärbten Individuen näher an, so erinnert zwar der Kopf und dessen krause Haarbekleidung sehr an den Neger, aber man sieht bei ihnen viel stärker die glänzende Kopfhaut zwischen



den einzelnen, zu enggewickelten Lockenknäueln eingerollten Haarbüscheln hervorleuchten, auch ist das Gesicht anders gebildet; die Backenknochen stehen weiter hervor, die Augen sind ein klein wenig anders geschlitzt, die Nase ist nicht so platt wie bei den Negern, kurz, die Leute sind auf den ersten Blick von diesen zu unterscheiden. Das sind die Hottentotten. Wie oft gebraucht man diesen Namen daheim, und wie selten stellt man sich darunter das Richtige vor. Auch die Hottentotten sind Eingeborene des schwarzen Kontinentes wie die Neger, und doch gehören sie einer ganz besonderen Rasse an.

Kehren wir zu unserem Bilde auf dem Landungsplatze in der Walfischbai zurück! Weder unter den Hottentotten noch unter den daselbst arbeitenden Negern kann man eigentlich schöne Männergestalten herausfinden; die ersteren sind zart, schlank, etwas windig zu nennen, die Neger sind allerdings meist kräftig und untersetzt, aber unscheinbar. Dort wird ein Boot, von allerlei Gütern voll, ausgeladen; die Hottentotten ergreifen schnell irgend einen leichteren Gegenstand, um ihn hinauf zu den Vorrathshäusern zu tragen. Den schweren Getreidesack aber sind sie zu mehreren in liebenswürdigster Eifer bemüht, einem der Neger aufzuhalsen. Es ist ein Bergdamara, wird mir von meinem landeskundigen Nachbar mitgetheilt, und alle Neger, die ihre Körperkräfte in der Bai zu Markte tragen, sind eben ausschliesslich Bergdamara. Diese sind wie Sklaven zur schwersten Arbeit geboren, für jeden Dienst zu gebrauchen — sie kennen es nicht anders. Die Hottentotten dagegen treibt nur der nagende Hunger zur Arbeit, zum Geldverdienst bei den Weissen. Doch die Bergdamara sind nur ein Theil der zu unserem Schutzgebiete gehörenden Neger; als der wesentlichste Stamm wohnen weiter binnenwärts die Hereró. Der Hereró kennt ursprünglich keine andere Arbeit als die Besorgung seines Viehes, und seine ungezählten Rinderherden weiden die weiten Grasfelder des Damaralandes zum grossen Theile ab. Auch hat er von den Missionaren den Anbau von Getreide kennen gelernt, und der Reisende sieht jetzt auf dem allerdings beschränkten Raume der feuchteren Stellen in den grossen Flussläufen ausgedehnte Weizenfelder am Schluss der trockenen Jahreszeit aufblühen. Die Hereró sind zahlreich, ihr Reichthum macht sie mächtig; sie sind bisher der in politischer Hinsicht am meisten zu berücksichtigende Volksstamm in unserem Schutzgebiete gewesen.

Arm und besitzlos dagegen, als schlechte Viehzüchter, treiben sich die durch Krieg, Hunger und Kälte mehr und mehr aufgeriebenen

Hottentottenstämme in dem weiten Namaqualande herum; hin und wieder taucht unter ihnen ein kräftiger Geist auf, der mit Nachdruck den Erbkrieg gegen die Herero betreibt, d. h., der im Stande ist, von dem Ueberfluss seiner reichen Nachbarn in grösserem Maasse Unterhalt und Nahrung für die Seinen zu rauben. Fragt man, wer von Beiden besser ist, so wird man von jedem der hier im Lande ansässigen Weissen eine bestimmte Antwort in dem einen oder dem anderen Sinne hören; ein Jeder ist je nach seinen Interessen ein Freund der Hereró oder der Hottentotten. Der unbefangene Reisende aber kann sich für Beide nicht erwärmen. Soviel ist indess wohl sicher, dass die Hottentotten sozusagen anthropomorpher sind als die Neger.

Wenn man viel mit Beiden zu thun gehabt hat, erscheinen die Hereró als bettelnde Lummel und Flegel, die Hottentotten oder Namaqua zwar als nicht minder bettelhafte Spitzbuben und Hallunken, aber wenigstens mit einem schwachen Hauch von Liebenswürdigkeit, den ich an den Hereró nicht bemerken konnte.

Die Bergdamara kommen vor der Hand politisch garnicht in Betracht, und doch ist ihre Anzahl im Schutzgebiete grösser als die der Hottentotten und steht kaum hinter der der Hereró zurück; augenscheinlich sind sie auch die ersten Bewohner des Landes, wenigstens der mittleren Theile desselben gewesen. Wie erwähnt, gehören sie unstreitig der Negerrasse an. Körperlich sollen sie den zu den Bantunegern gehörenden Ovambo, deren Wohnsitze nördlich vom Damaralande gelegen sind, am nächsten stehen. Trotzdem sprechen die Bergdamara keine Bantu- sondern die Hottentottensprache mit einigen nur unwesentlichen Abweichungen. Dass übrigens die Sprache der Hottentotten eine grosse assimilirende oder selbst resorbirende Kraft besitzt, beweist z. B. der Umstand, dass nach Andersson der Negerstamm der Bayeye am Ngami viele Elemente derselben in seine Sprache aufgenommen hat. Auch in die Sprachen mehrerer Kaffernstämme an der Südostküste von Afrika sind einige, sonst auf der ganzen Welt nur den Hottentotten eigene Laute, sogenannte Klixe, übergegangen.

Es lässt sich jene völlige Vernichtung der ehemaligen Bergdamarsprache wohl nur durch eine, lange Zeit hindurch andauernde, völlige Unterwerfung der Bergdamara von Seiten der Hottentotten erklären. Aber Angaben darüber oder auch nur Ueberlieferungen sind nirgends im Lande bekannt. Nur das weiss man noch, dass der Hottentottenstamm der Topnaars einst im Damaralande weithin ausgebreitet gewesen ist. Viele der jetzigen Hereró-Orte haben aus jener Zeit neben ihrem Hereró-Namen noch ihren alten Namaqua-Namen beibehalten,

so heisst z. B. Otyimbingue, der Sitz des deutschen Reichskommissariats, hottentottisch: Azáb. Später, etwa kurz vor Beginn unseres Jahrhunderts, drang ein Theil des Bantustammes der Hereró aus ihren vermuthlichen Wohnsitzen zwischen dem Kunene und dem Okowango, also ziemlich weit im Nordosten, in das Land ein und verdrängte nach und nach die Hottentotten. Ein Theil der Topnaars wurde nach Norden versprengt — die jetzigen Ovambo-Buschmänner sollen zum Theil von ihnen abstammen — andere wurden nach Südwesten verdrängt, und kümmerliche Reste wohnen nun in der Nähe des Meeres in der Gegend der Walfischbai. Ihr letzter Kapitän, Piet Haibib, hat seinen Grund und Boden für 400 M. verkauft und ist jetzt nichts weiter als ein erbärmlicher Bettler. Inzwischen breiteten sich die Hereró im Lande am oberen Schwachaub und Omaruru (Eisib) aus, und es mehrte sich die Zahl ihrer streitbaren Männer und ihr Reichthum an Vieh. Es währte dies aber nicht lange Zeit, da drangen aus dem Süden einige kriegslustige Hottentottenstämme über den Oranje- und Kunenefluss unaufhaltsam weiter nach Norden vor. Diese aus der Kapkolonie eingewanderten Hottentottenstämme nennt man, im Gegensatz zu den bereits in Gross-Namaqualand angesessenen, Orlams. Sie raubten das Vieh der Hereró, eroberten auch bald das Land und unterwarfen dessen Bewohner; die Hereró wurden Knechte und Viehwächter der Orlams. Jan Jonker Afrikander ist der Name des mächtigsten Hottentottenhäuptlings, der fast über das ganze Damara- und Namaqualand herrschte. Er war aber nicht im Stande, seine ausgedehnte Herrschaft aufrecht zu erhalten; die Hereró wurden sich bald wieder ihrer Kraft bewusst, und besonders angeregt und unterstützt durch den als Afrikareisenden bekannten Andersson erhoben sie sich und schüttelten das Hottentottenjoch kräftig von sich ab. Der gleichnamige Sohn jenes grossen Jan Jonker konnte sich zur Zeit unserer Anwesenheit nur in den abgelegensten, unzugänglichsten Gebirgen halten und war wenig mehr als der Führer einer Räuberbande, während sein Milchbruder, seines Vaters ehemaliger Diener, Maharero, nunmehr der reichste und mächtigste »Kapitän« des Damaralandes war und alle Hereró unter seinem »Scepter« vereinigte. Seit diesem Befreiungskampfe der Hereró in den 60er Jahren hat der Krieg eigentlich nie aufgehört, er ist aber besonders seit etwa zehn Jahren heftiger entbrannt. Dieser Krieg hemmt nun die gesammte Entwicklung des Landes; die unsicheren Verhältnisse schädigen den Handel, verjagen die Weissen, die schon so manches steinerne Haus angelegt hatten, und mindern den Besitz nicht nur aller am Kampfe theilnehmenden, sondern auch der nicht theilnehmenden Einwohner des Landes.

Die Hottentotten sind nicht im Stande, rationelle Viehzucht zu treiben oder überhaupt irgend eine anstrengende Arbeit mit Ausdauer zu verrichten. Sie leben daher nur von dem Kriege und für den Krieg. Unter Krieg versteht man hier zu Lande allerdings zunächst den Viehraub, das »Abschiessen« der Viehposten. Es kommt wohl auch zu Kämpfen, bei denen sich die beiden Parteien meist hinter »Schanzen« in möglichst grosser gegenseitiger Entfernung zu bergen suchen. Nun beginnt das Schiessen, bei welchem es mehr auf Knalleffekte und Entwicklung von Pulverdampf ankommt als auf mörderische Wirkung der Geschosse. Ich habe fast von allen Augenzeugen solcher Kämpfe versichern hören, dass meist mit abgewandtem Gesichte oder doch, ohne das Ziel zu sehen, geschossen wird. Es ist freilich nicht immer so; es haben schon einige recht blutige Kämpfe stattgefunden, wenn man die Prozentzahl der Gefallenen berücksichtigt. Merkwürdig sind die Einleitungen zu solchen Kämpfen, der Briefwechsel der Häupter, die Kriegserklärungen, das häufig vor dem eigentlichen Kampfe stattfindende Wortgefecht von Front zu Front: dies Alles ist von einer Naivität, die unwillkürlich an die Kampfweise zu homerischen Zeiten erinnert.

Die Bergdamara nun leben als Diener sowohl der Hereró wie der Namaqua; als solche ziehen sie mit in den Kampf und schiessen auf ihre Stammesgenossen. Ausser diesen giebt es aber noch zahlreiche selbständige Bergdamara-Familien in den entlegenen Gebirgen. Zuweilen haben sie auch aus ihren Schlupfwinkeln heraus bei Weissen oder bei Hereró Vieh gestohlen; mehrfach fanden an verschiedenen Orten deswegen sogenannte Bergdamarakriege statt, d. h. die Geschädigten thaten sich zusammen und hielten förmliche Razzias in den Gebirgstälern ab, wobei erbarmungslos Alles niedergeschossen wurde, was von Bergdamara sich blicken liess.

Eines anderen Elementes, das in unserem Schutzgebiete eine wesentliche Rolle spielt, will ich noch gedenken. Das sind die Bastards, die Nachkommen der Mischlinge zwischen den in die Kapkolonie eingewanderten holländischen Boeren einerseits und den Hottentotten andererseits. Sie waren schon von jeher unruhigen Geistes und mit einem ausgesprochenen Hange zum Wanderleben begabt. In der Kapkolonie war ihnen bald dieser bald jener Distrikt als Wohnsitz überwiesen. Schliesslich entschloss sich eine ganze Gemeinde, aus ihrem Heim in der Kolonie, aus Klein-Namaqualand, über den Gross-Fluss (Oranje- und Kunenefluss) auszuwandern; einige Zeit irrten sie umher, bis sie endlich sich in Rehoboth niederliessen. Dasselbst bildeten sie eine eigene Gemeinde mit selbstgewähltem Gemeindevorstande unter

der Leitung eines eigens für die Wanderung gewählten Kapitäns, Hermanus van Wjik. Ausser der Rehoboth-Gemeinde sind auch einzelne Bastards in das Land gekommen; sie lassen sich bald hier bald dort nieder, wo gerade reichlich Wasser und Gras für das Vieh vorhanden ist. Meist kamen die Bastards als wohlhabende Leute mit Wagen, Zugvieh und Pferden dorthin; in dem Kriege haben aber auch sie viel verloren. Jetzt vermitteln sie Handel und Verkehr im Lande, übernehmen Frachten und sind, mit Ausnahmen allerdings, als zuverlässige Leute für die mannigfachsten Dienstleistungen den in's Land kommenden Fremden zu empfehlen. Diese Bastards sind eine interessante Gesellschaft. Sehr häufig führen sie die Namen alten französischen oder niederländischen Adels; die Gesichter haben oft genug durch die Beimischung afrikanischen Blutes etwas eigenthümlich Anziehendes, sie erinnern dann am meisten an unsere heimischen Zigeuner. Es kommt indess häufig genug vor, dass ein Bruder nicht von einem Weissen, der andere nicht von einem Hottentotten zu unterscheiden ist. Mit und unter den Bastards lebt nun eine ganze Anzahl weisser Leute, meist ehemalige Abenteurer oder solche, die das Schicksal auf irgend eine abenteuerliche Weise hier in diesen abgelegenen Erdenwinkel verschlagen hat; sie sind vielfach mit den Bastards verschwägert, und ihre Interessen gehen nicht über die ihrer Verwandten hinaus. Die Sprache der Bastards ist das Afrikaner-Holländisch, das mundartlich vom eigentlichen Holländischen sehr verschieden ist. Auch die gebildeten Hottentotten, sowie viele Hereró sprechen diese keineswegs schöne Sprache, in der viele verstümmelte Wörter und selbst Hottentottenausdrücke Aufnahme gefunden haben. Sie ist auch die amtliche Schriftsprache, in der die Häupter untereinander verkehren; ich habe einige Kriegserklärungen zwischen Hottentotten und Hereró gelesen, in denen diese Sprache, verbunden mit der Naivität der Auffassung, auf das deutsche Ohr mit überwältigender Komik wirkt.

## 7. Verkehrsverhältnisse.

Das hauptsächlichste Verkehrsmittel im deutschen Schutzgebiete, wie in Südafrika überhaupt, ist der Ochsenwagen. Oft genug ist in deutschen Zeitungen von diesem wunderbaren Fuhrwerk die Rede gewesen; dem Anfänger, der seine erste Reise mit dem Ochsenwagen macht, prägen sich so unauslöschlich all' die Unbequemlichkeiten dieser Art zu reisen ein, und dem Erfahreneren, der sich des Öfteren dieses Gefährts bedient hat, gelangt die Unentbehrlichkeit dieses wandernden Hauses so klar zum Bewusstsein, dieses Heim auf Rädern

wird ihm so lieb, dass es kein Reisender über sich gewinnt, nicht in der einen oder der anderen Weise seiner zu gedenken.

•Ho, Plattberg! Hü, Ovamboland! Ho, Bloemfield!• so schreit unaufhörlich der Treiber unseres Ochsenengespannes, dieses oder jenes der vierzehn Zugthiere bei Namen rufend, um sie zu frischem Anziehen anzufeuern. Aber die Thiere sind ermüdet; am Morgen des vorigen Tages haben sie zum letzten Male Wasser getrunken. Werden wir die nächste Wasserstelle heute noch erreichen?

So überlegt der Treiber, und immer von Neuem schwingt er mit grossem Nachdruck und vielem Geschick die lange Ochsenpeitsche, mit welcher er ohne Mühe von der, dem Kutschersitze entsprechenden Vorkiste des Wagens aus über mehrere Gespanne der paarweise angeschnittenen Ochsen hinwegreicht. Dieses ewige schrille Rufen, und die laut schallenden Peitschenschläge erscheinen dem Reisenden Anfangs unerträglich, aber wie schnell gewöhnt man sich an diese, ja selbst noch an andere, viel schlimmere Unannehmlichkeiten des Ochsenwagens!

Es geht dem Abend entgegen; die Spuren der Wagen, die vorher denselben Weg benutzt haben, sind auf dem harten Grunde nicht mehr deutlich zu erkennen. Das Lenken mit Peitschenschlägen genügt nicht mehr; ein besonderer •Leiter• muss sich aus seiner bequemen Ruhe auf dem Fussbrett vor der Vorderkiste emporraffen und nach vorn begeben, wo er nun an einem Riemen die Vorderochsen hinter sich herzieht. So unbeholfen der ganze Zug, so schwerfällig der Wagen ist, so kann doch ein geschickter Treiber durch einfaches Anfeuern des einen oder des anderen Hinterochsen jedem Hindernisse ausweichen. Meist geschieht es aber nicht. Man sieht mit der grössten Gemüthsruhe dem Steine, der die Radspuren so vieler Vorgänger zeigt, entgegen und setzt sich nur fester, um dem Stosse erst des Vorderrades und dann des Hinterrades zu begegnen. Dann ragt ein vorstehender Ast des Dornenbaumes weit in den Weg hinein — wehe Dem, der auf der Vorderkiste sitzend, nicht zu rechter Zeit sich hinter das Dach des Wagens zurückzieht!

Wenn man nun glaubt, wegen solcher kleiner Vorkommnisse die schwarze Mannschaft eines Besseren belehren zu müssen, so fährt man erst recht schlecht. In Ochsenangelegenheiten ist der Eingeborene Autorität, da lässt er sich nicht dreinreden, und macht man ihn durch Einwände verdrüsslich, so kommt es ihm garnicht darauf an, ein erhebliches Unglück passiren zu lassen. Die schwere Deichsel zerbricht leicht genug, wenn der ganze, lange Zug der an einer schweren, eisernen Kette oder an einem aus starken Lederriemen gedrehten

Taue angereichten Ochsen, besonders aber die stärksten Thiere, die Hinterochsen, mit dem massigen Wagen in Konflikt gerathen. Wie soll man die Deichsel mitten im Felde, vielleicht ohne Holz, ohne passende Geräthe, fern vom Wasser, fern von menschlicher Hülfe ausbessern? Ein Zeitverlust von einer Woche und mehr ist dann die gewöhnliche Folge eines solchen Unfalles. Sieht sich der Treiber an einer sandigen Böschung nicht gehörig vor, so fällt bei einer scharfen Biegung der Wagen unfehlbar auf die Seite, und es ist dann keine kleine Arbeit, denselben wieder aufzurichten, und man muss froh sein, wenn zerbrochene Laternen oder einige gesprungene Weinflaschen die einzigen Folgen des Ereignisses sind. Wie leicht hätte die grosse Kiste, vollgepfropft von Flaschen mit Säuren aller Art, platzen und ihren rauchenden und ätzenden Inhalt über die übrigen Güter im Wagen ergiessen können! Auch Dynamit war auf dem Wagen! Aber ein grösseres Unglück wird wohl in den meisten Fällen vermieden; der Bau des Wagens ist eben für die schlechtesten Wege, die härtesten Stösse berechnet. Dem Aussehen nach bildet er etwa ein Mittelding zwischen dem mit einer »Plaue« versehenen »Bretterwagen« unserer schlesischen Landleute und einem Möbelwagen.

Jetzt geht der Weg durch den tiefen schweren Sand eines breiten Flussbettes; keuchend und mit schleichender Langsamkeit ziehen die Ochsen ihr schweres Gefährt zum andern Ufer hinüber. An der Böschung verschmaufen sie ein wenig, dann geht es flott hinauf, wenn es auch noch so steil ist. Darauf folgt flacher, fester Grund; da geht es in beschleunigten Schritten vorwärts, dass selbst der rüstigste Fussgänger Mühe hat, zu folgen. Hier und da schlägt das Gespann einen kleinen Trab an, ein guter Treiber aber sucht dies zu vermeiden, um die Thiere zu schonen.

Nun macht aber der Fluss eine starke Krümmung, der Weg schneidet sie ab und führt über die felsige Anhöhe hinweg. Von einem »Wege« kann eigentlich trotz der zahlreichen Wagenspuren keine Rede sein; wie aufgerissene Pflastersteine, durcheinander gewürfelt mit Trottoirplatten, liegen die Felsblöcke da, darüber geht es ohne Schonung hinweg. Der Reisende steigt entsetzt ab, um lieber zu Fuss über die Felsen zu klettern, als sich noch einmal dem Schaukeln und Rütteln, dem Schwanken und Stossen des federlosen Wagens auszusetzen. Dieser schlechte Weg hielt uns zu sehr auf. Die Hoffnung, noch an demselben Tage die Wasserstelle zu erreichen, war längst aufgegeben worden. An einem ebenen, hinter Büschen und Bäumen wohlgeschützten Plätzchen wurde Rast gemacht, freilich nur so lange, bis die nöthige »Kost«, besonders aber der für die

Eingeborenen unentbehrliche Kaffee bereitet war. Die Ochsen wurden garnicht erst aus ihren Jochen befreit. Alte Aschenhaufen, Flaschenreste, Hammelknochen verriethen, dass die Stelle des Öfteren schon zur Ausspannen benutzt worden war. Ein Feuer ist schnell gemacht; für den weissen Baas (Herrn) wird etwas Fleisch in flachem Tiegel gebraten, der Kaffee wird geröstet und in Ermangelung einer europäischen Kaffeemühle mit Hülfe eines flachen Steines als Unterlage und eines runden, zum Zerkleinern dienenden zerriebenen. Europäische Sauberkeit von den dunkelfarbigen Burschen zu verlangen, gewöhnt man sich bald in den ersten Wochen ab, und trotz allerlei fremdartiger Trübungen des Wassers durch organische und unorganische Bestandtheile trinkt man mit grösstem Gleichmuth den Kaffee hinunter. Ich erhalte den ersten kräftigen Abguss; für das acht Köpfe zählende Gefolge giesst der gleichzeitig als Koch fungirende Treiber immer wieder neue Quantitäten heissen Wassers auf das ausgebrühte Kaffeemehl, bis auch dieses zu guter Letzt in der breiten Mundöffnung eines unterwegs zugelaufenen Bergdamarajungen Unterkunft findet.

Die Mahlzeit ist schnell beendet; die beiden fast völlig geleerten Wasserfässchen werden wieder hinten an dem Wagen festgemacht, Kaffeekannen und Wassertopf unter dem Wagen mit Riemen, die hier allgemein Leinen und Taue ersetzen, befestigt.

Es ist dunkel geworden, zugleich weht ein kühler Wind, und fröstelnd ziehe ich mich in den Wagen zurück, mir die Lagerstätte zu bereiten. Nur der Boden des Wagens nämlich ist mit Kisten und Kasten vollgeladen; auf seitlichen Leisten, etwa in der Höhe eines Sitzes, ruht ein grosser, länglich rechteckiger Rahmen mit Riemen oder Rohrgeflecht, die berühmte Kattel. Dort breite ich meine Matratze, meine Decken aus und lege mich behaglich nieder, um mich der erwünschten Ruhe hinzugeben. Glückliche, nicht mehr mit meinem viel kräftigeren Gefährten den schmalen Raum theilen zu müssen — er ging einen anderen Weg — schlief ich im Augenblicke ein.

Aber was war das? Die letzte Nacht war ich auf glattem Boden so ruhig dahingefahren, und nur die Traumbewegungen meines Nachbarn hatten mich zuweilen im Schlummer gestört: heute aber ging es über Felsen, bergauf, bergab, über Stock und Stein, ohne Aufenthalt, ohne Erbarmen; halb im Traume sah ich das aufgerissene Pflaster, die aufgestellten Trottoirplatten, die steilen Böschungen und plötzlichen Treppenabsätze vor mir. Das Schaukeln und Schwanken, das Rütteln und Stossen nahm kein Ende; Hören, Sehen, Denken, selbst das Träumen verging mir. Wie Blei lag es in meinen Gliedern, ich



hatte nicht den Muth aufzustehen, um im Finstern neben dem Wagen her über die Felsen zu tapfen; in dumpfer Betäubung blieb ich liegen, gefasst, alle Augenblicke die drohende Katastrophe des Umgeworfenwerdens über mich ergehen zu lassen.

Nun, auch diese Marter hatte ein Ende. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da waren wir an die Wasserstelle gelangt; eine kurze Rast noch war mir vergönnt, mich erquickendem Morgenschlummer hinzugeben. Wie erfrischte mich nach dem Erwachen das kühle Nass der nahen Wasserstelle! Es ist nämlich jetzt hier Winter; am Tage merkt man freilich nichts davon, aber in der Nacht sinkt die Temperatur für afrikanische Verhältnisse, wie man wenigstens gemeinhin denkt, überraschend tief. In der vorhergegangenen Nacht waren unsere segelleinenen Wassersäcke steif gefroren, und an den Wasserfässchen hingen Eiszapfen. Doppelt erfrischend war das kalte Waschwasser nach dem unzulänglichen Schlaf und nachdem ich am Tage vorher, um meinen Leuten nicht das unentbehrliche Wasser für Kaffee zu schmälern, mich zu waschen unterlassen hatte. Freilich ging ich auch dabei der Möglichkeit aus dem Wege, in Seifenwasser gekochten Kaffee vorgesetzt zu erhalten, wie es einem früheren Reisenden im Lande, der nachmals als Lieutenant der Schutztruppe wiederum in das Land kam, gegangen war.

Ich hatte es nun eilig, wollte schnell vorwärts und fragte meinen Treiber, wann es weiter ginge. Da hiess es denn: erst ausspannen, dann »Kost machen«, dann sehen, ob die Ochsen trinken würden, und wenn die Ochsen gut getrunken haben würden, könnten wir wieder einspannen! Ich dachte, das könnte in einer Stunde geschehen sein, aber da hatte ich mich verrechnet. Zunächst wurde nun ausgespannt, d. h. die schweren runden Jochbalken, die auf den Nacken je eines Paares der Thiere aufruhon, wurden abgehoben, nachdem die Riemen gelöst waren, welche unter dem Halse den Verschluss zwischen den zwei den Hals seitlich einschliessenden und von oben durch die Jochbalken eingelassenen Jochstegen bilden.

Die Thiere laufen nun abseits nach der Höhe zu, um zu weiden, aber nur mit Mühe finden sie kümmerliche Nahrung; in der letzten Regenzeit war wenig Regen gefallen, zudem hatten die vielen Gespanne, die an derselben Stelle ausgeruht, jedes einzelne Grasbüschel weit und breit fast bis auf die Wurzel abgenagt. Junges, frisches Gras wächst erst in der nächsten Regenzeit und auch dann nur ausreichend, wenn der Regenfall ein recht ergiebiger ist. Es ist nun Alles so weit fertig, überdies 8 Uhr Morgens; man kann also sehen, »ob die Ochsen trinken wollen.« Aber sie wollen nicht trinken,

das Wasser ist noch zu kalt; tief unten im Schatten einer Felsenbarre, die das sonst natürlich völlig trockene Flussbett durchsetzt, ist die Wasserstelle, die überdies durch Nachgraben erst etwas ausgeweitet werden musste. Es hatte eben zu wenig geregnet im vergangenen Jahre, der »Fluss« war nur einmal gelaufen und auch nicht so weit wie andere Jahre; weit ab von seiner Mündung ins Meer waren die vordersten Wellen des »Flusswassers«, das Ergebniss wiederholter gewaltiger Gewitterregen oben im Binnenlande, von dem trockenen, tiefen, schweren Flusssande aufgesogen und völlig verschluckt worden. So giebt es manchen grossen Theil unseres Schutzgebietes, der nur während der Regenzeit überhaupt zugänglich ist, sogenanntes Durstfeld; andererseits kann man in erheblicher Entfernung von der Küste darauf rechnen, in den grösseren Flüssen am Tage mehrfach Wasser anzutreffen. Hat man nun im Durstfelde glücklich eine Wasserstelle erreicht, so ist es wieder um das Futter für die Ochsen, das sie sich meist selber suchen müssen, sehr schlimm bestellt. Oft genug entweichen die Thiere über Nacht, wenn Abends ausgespannt worden ist, meilenweit, um besserem Futter nachzugehen. Dann müssen am Morgen die Leute ausgehen und den Spuren der Ochsen folgend, dieselben einzuholen suchen. Dadurch kann unter Umständen tagelange Versäumniss entstehen. Das erste Erforderniss für den europäisshen Reisenden hier im Lande ist eben immer und immer wieder Geduld — Geduld mit den Ochsen, Geduld mit der farbigen Dienerschaft. Zu letzterer gehört übrigens zunächst bei jedem Wagen ein Treiber, wozu man wohl einen zuverlässigen Hottentotten, lieber aber einen bereits erfahrenen Bastard nimmt; mit 3 £ (60 Mark) monatlichem Honorar, nebst natürlich vollständig freier Beköstigung, ist ein solcher zufriedengestellt.

Zum Leiter, der die Obliegenheit hat, wenn es nöthig ist, also an schwierigen Stellen des Weges oder, wo die Spuren vorhergefahrner Wagen nicht einmal für die Ochsen deutlich genug sind, die Vorderochsen an einem Riemen hinter sich her zu ziehen, nimmt man am Besten einen älteren Bergdamarajungen; dieser thut noch am Ersten seine Pflicht; Hottentotten sind meist zu wenig zuverlässig und sitzen lieber vorn am Wagen auf, anstatt vornweg im Staube oder über Steine zu laufen und die oft widerspänstigen Thiere hinter sich her zu zerren.

Da man auf eine Reise immer Schlachtvieh, Hammel und Ziegen (Karpater) mitnehmen muss, häufig auch noch Reserveochsen mit sich führt, braucht man auch noch einen besonderen Viehwächter, der eigentlich auch die nächtlich weidenden Zugochsen bewachen sollte



bei den meist anstrengenden Tagesmärschen war ihm aber die Nachtruhe gerade so von Nöthen wie uns, und so blieb das Vieh die Nacht über regelmässig sich selber überlassen. Für eventuell mitgenommene Pferde musste noch ein besonderer Wärter engagiert werden; die Bergdamara, die als Viehwächter wohl ganz gut zu gebrauchen sind, eignen sich weniger für die Besorgung der Pferde. Die meist jüngeren Burschen, die man für die letztgenannten Zwecke verwendete, waren mit einem Gehalt von  $1\frac{1}{2}$  £ (30 M.) befriedigt. Die Aufsicht über diese Alle führt der Treiber, dem auch allein der Ehrenplatz auf der Vorderkiste des Wagens gebührt.

Ich hatte ausserdem noch für meine persönlichen Bedürfnisse einen kleinen ganz anstelligen Hottentottenburschen, der mir das Bett bereitete, Essen reichte, Gewehr, Hämmer, Steintasche, Instrumente oder dergl. trug, und als besonderen Vertrauensmann einen älteren erfahrenen und zuverlässigen Bastard, der die Leute beaufsichtigte, Rationen vertheilte, die einzuschlagenden Wege bestimmte und besonders den Verkehr mit den Eingeborenen zu vermitteln hatte. Er leistete mir sehr gute Dienste; die kleinen unendlichen Plackereien und Scherereien hielt er mir vom Halse, und ich konnte so mich ungestört mit grösserem Eifer meiner eigentlichen Aufgabe hingeben.

Wenn nun auch die Leiden und Unannehmlichkeiten, denen man auf dem Ochsenwagen ausgesetzt ist, unzählig sind, so kann man sich doch wieder in einem solchen Gefährte vollständig bequem und häuslich einrichten, wie bei keinem anderen Fuhrwerk auf dem Lande; Kisten und Taschen sind überall am Wagen angebracht für all' die Kleinigkeiten, die man auf der Reise gelegentlich gern bei der Hand hat. Wenn es auch sehr langsam vorwärts geht, etwa 30 Kilometer täglich, so kommt man doch stetig weiter und, mit Geduld natürlich, auch endlich ans Ziel.

Will man etwas schneller reisen und hat man nicht soviel Gepäck nöthig, so bedient man sich wohl einer zweirädrigen Karre, zu deren Beförderung bei gutem Wege nur acht Ochsen nöthig sind. Namentlich bei kürzeren Touren ist der Vortheil des Reisens mit der Karre nicht unerheblich. Solche kürzere Touren legen wir indess meist zu Pferde zurück. Freilich macht sich dabei der Uebelstand bemerkbar, dass man zu wenig Gepäck mitnehmen kann, was namentlich beim Sammeln von Gesteins- und Mineral-Proben recht lästig ist; diese kann man im Ochsenwagen in beliebiger Menge unterbringen.

In der letzten Zeit führte mich mein Weg in schwer zugängliche Bergländer, in das Quellgebiet des Kuisib und über die Wasserscheide zwischen dem Kuisib und dem Oranje River einerseits und dem

Schwachaub andererseits. Diese Strecken sind nur sehr wenig befahren. Den einen Weg hatten nur einmal Angehörige des Stammes der Bastards im Kriege benutzt; um ihre Wagen ungefährdet über einzelne Berge zu bringen, mussten sie die Fuhrwerke auseinander nehmen und Frachten und Wagentheile einzeln über die Höhen hinwegtragen. Auf dem andern Wege fuhren früher einmal Wagen, mit Kupfererzen beladen, einen 100 Meter hohen Abhang hinunter, der so steil und geradeaus hinabführt, dass wir nicht hinunter zu reiten wagten und vom Pferde stiegen.

Da diese Wege doch ziemlich lang sind und reichlicheres Gepäck unentbehrlich war, benutzte ich mit Erfolg Tragochsen zum Transport desselben. Ein Riemen oder ein Stück Holz, durch die Nase gezogen, genügt, um die Thiere gefügig zu erhalten; das Gepäck wird in Säcke gepackt, auf den Rücken der Thiere gelegt und mit langen, unzählige Male umschlungenen Riemen befestigt. Als Halt dient aber nur das lose Fell der fetten Ochsen, und einige Male am Tage ereignet es sich, dass die ganze Last auf eine Seite rutscht -- eine willkommene Gelegenheit für die schwarzen Bergdamaratreiber, wieder Halt zu machen und unter ewigem Schwatzen und Lachen die ganze Packerei noch einmal vorzunehmen. Trotz all dieser Störungen ging es immer noch schneller vorwärts, als mit Wagen oder Karre.

Ich selbst ritt als „Pferdereiter“, wie die Deutschen hier zu Lande sagen, in gleichem Tempo mit und hatte nebenbei immer noch Zeit und Gelegenheit, zu beobachten, zu sammeln und zu jagen. Freilich, alles Material, Säcke, Kleider, Lederzeug, selbst die eigene Haut wird bei dieser Art des Reisens sehr in Mitleidenschaft gezogen. Die Ochsen gehen mit grosser Vorliebe mitten durch das dichteste Dornengebüsch, und dieses ist durch kreuzweise gestellte Widerhaken in der raffiniertesten Weise darauf eingerichtet, von den Eindringlingen möglichst viel zurückzubehalten. Wenn es auch anstrengend ist, Tag aus Tag ein im Sattel zu sitzen, wenn man auch auf so manche oder eigentlich auf jede Bequemlichkeit verzichten muss, so sagte mir doch diese Art des Reisens ungemein zu; man kann weit ab von der viel betretenen Hauptstrasse in die entlegensten Winkel, die unzugänglichsten Gebirgsländer gelangen, wo man noch Wild in Menge antrifft, und man ist, was für mich die Hauptsache ist, stets in unmittelbarer Verbindung mit der umgebenden Natur. Doch selbst zu Pferde kommt man auf die Dauer nicht schneller vorwärts, denn bei der mageren Fütterung mit dem trockenen Grase sind die Thiere schon nach einem nur wenige Tage langen Ritte von je etwa 50 Kilometer völlig ermüdet, und man läuft Gefahr, dass sie in

kurzer Zeit den Dienst versagen. Nach einer sechswöchentlichen Tour mit etwa 30 Reisetagen waren die beiden Pferde, die ich abwechselnd benutzte, so ermüdet, dass sie einer Ruhe von etwa zwei Wochen mit Haferfütterung dringend bedurften, um wieder einigermassen in Stand zu kommen.

Es bleibt nun noch das letzte Ortsveränderungsmittel zu erwähnen übrig: die Wanderung zu Fuss. Wasserwege giebt es ja nicht. Alle Flüsse führen, wenn überhaupt, nur in der Regenzeit auf einige Stunden Wasser. Man kann sich danach wohl einen Begriff machen, welche Heiterkeit es im Lande hervorrief, als einst eine deutsche Gesellschaft bereits einen Schiffskapitän bestimmt hatte, der die Handelsflottille auf dem Schwachaub, einem der bedeutendsten Flüsse des Schutzgebietes, befehligen sollte! Zu Fuss reisen hier eigentlich nur die Eingeborenen und auch unter diesen nur die besitzlosen; sie leisten darin Erstaunliches und kommen manchmal schneller und sicherer ans Ziel als »Pferdereiter«, die von ihren Thieren abhängig sind. Es hängt diese Leistungsfähigkeit wohl weniger von Körperkraft und Uebung ab, als von der beispiellosen Genügsamkeit des Eingeborenen in Speise und Trank. Die Weissen bedienen sich gern solcher leichtbeschwingten Fussgänger zur Besorgung von Briefen. Ein solcher Briefträger, der seine Post am Ende eines gespaltenen Astes eingeklemmt trägt, geht sicher und ungehindert durch das ganze Land; seine Person ist bei den eigenthümlichen und bemerkenswerthen Rechtsbegriffen der Bewohner dieses Gebietes geheiligt.

Wenn im Obigen mehrmals von »Wegen« die Rede war, so muss man sich indess nicht vorstellen, dass es im Lande in der That schon Strassen giebt. Man sieht eben einfach Alles als Weg an, wo bereits Jemand gefahren ist, wo man also eine Wagenspur vorfindet. So lange nun Wagen im Lande sind, sind wohl einzelne Hauptstrecken ziemlich oft befahren worden, so dass an manchen Stellen die Radspuren im Fels zu erkennen sind, und auf weicherem Grunde, wo es vielleicht mehrere Jahre nicht geregnet hat, ist der Boden von den parallelen oder sich kreuzenden tiefen Furchen völlig durchwühlt. Auf Felsenwegen benutzt der Ochsentreiber meist genau denselben Weg, den der Vorgänger gefahren ist, auf der offenen Fläche aber vermeidet er gern den durchwühlten Grund und sucht den benachbarten, vielleicht festeren Boden zu benutzen; auf diese Weise verbreitern sich die Wege ganz bedeutend.

Als ich das erste Mal über die feinen, sandig kiesigen Halden der Namib fuhr, wunderte ich mich über das eigenthümliche Aussehen des Bodens; über weite Flächen sah er wie von schmalen Acker-

furchen durchzogen aus; die reihenweise Anordnung grösserer Kiesel versuchte ich schon auf irgend eine Weise mir zu erklären, bis ich bemerkte, dass es hunderte und mehr alte, halbverwelte, von schwachem Regen halb verspülte Wagenspuren sind, die z. B. den ganzen Rücken der Plüm bedecken.

Mit Vorliebe sucht der einheimische Treiber möglichst die »Fläche« zu gewinnen, d. h. auf dem Plateau in der Nähe der Wasserscheide zwischen zwei Flusssystemen zu fahren, weil dort der Weg meist fester und die Erosionsrinnen flacher sind; in ihrem obersten Laufe sind die auf der »Fläche« entspringenden »Flüsse« durchweg nur flache Gräben, und erst in ihrem weiteren Verlaufe bilden sie tiefere Einsenkungen, mitunter steile, tiefe Schluchten.

Bietet der Weg oben längs der Fläche zu wenig Wasser, so muss der in dieser Beziehung allerdings sicherere Weg in der Thalrinne vorgezogen werden, wo man meist Wasser erwarten kann; dieser Weg ist aber bei Weitem beschwerlicher; einmal ermüdet das Schreiten in dem tiefen schweren Flusssande die Zugthiere in hohem Grade, auch ist dieser Weg ja nur dann zu gebrauchen, wenn man nicht das »Abkommen« des Flusses zu gewärtigen hat. Aber, was die Hauptsache ist, sehr häufig stellen sich im Flusse Felsenbarrieren oder auch nur -stufen ein, die für den Wagen ganz unüberwindlich sind; dann muss man das Hauptflussbett verlassen, man zieht in einem Nebenthale aufwärts, wo es meist auch nicht viel weniger felsig ist, und sucht die Fläche zu gewinnen; dann kostet es wieder die grösste Mühe und die grösste Umsichtigkeit, um den Wagen mit möglichst wenig Ungemach das nächste Nebenflussthale kreuzen zu lassen. Sehr oft sind die Böschungen desselben so steil und tief, dass man weite Strecken fahren muss, um eine zum Uebersetzen geeignete Stelle aufzufinden. Im Allgemeinen aber gestattet die vorherrschend ebenflächige Beschaffenheit des Landes, von den Wagen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

An vielen Stellen, wo vielleicht einige Jahre kein Wagen gefahren ist, haben Regen oder Vegetation die alten Spuren verwischt und überdeckt; es bedarf dann der ungetheiltesten Aufmerksamkeit, um den eingeschlagenen Weg inne zu halten; im Allgemeinen sind die Eingeborenen gerade dazu sehr gut zu gebrauchen; aber wenn man einmal wegen des weiten Abstandes der Wasserstellen bei Nacht reisen muss, werden die Leute leicht unaufmerksam, ja sie schlafen selbst vor den Ochsen hergehend ein, und nur allzu leicht ist dann ein Verirren möglich.

Als wir auf den lange nicht befahrenen Wegen am oberen Kuisib reisten, mussten wir oft genug absteigen und mit dem brennenden Streichholze in der Hand die Fortsetzung der Spuren aufsuchen. oder, falls sie bereits verloren waren, in den eigenen Spuren zurückgehen, bis wir die gesuchten alten Geleise wieder auffanden.

In manchen einfacheren Fällen kann man sich ruhig seinem Pferde oder den Ochsen überlassen, die dann instinktmässig den rechten Weg zur Wasserstelle einschlagen.

Dass die Eingeborenen eine besondere Fertigkeit darin besitzen, Spuren zu verfolgen, ist ja wohl begreiflich, aber erstaunlich bleibt es für einen Europäer immerhin zu sehen, wie ein intelligenter Hottentott oder Bastard allerlei Umstände aus den Spuren herauslesen kann, die einem europäischen Reisenden völlig unklar geblieben sind. Die Anzahl der Zugthiere, ob es junge, ungeübte oder kräftige, gute Ochsen sind, die der Vorgänger auf dem Wege benutzt hat, ob der Wagen fest oder schadhaft war, wie viel Schlachtvieh, wie viel Menschen den Wagen begleiteten, das sind alles Fragen, die den Eingeborenen im höchsten Maasse interessiren, und denen er bald auf den Grund zu kommen sucht. Das Alter der Spuren wird nach Art der Verwehung nach Tagen berechnet; nach der grösseren oder geringeren Austrocknung dessen, was die Ochsen nach genommener Mahlzeit gelegentlich da oder dort auf dem Wege zurücklassen, sogar nach Stunden.

Erreichten wir einen »Ausspann«-Platz (Outspan), an welchem gewöhnlich alle vorüberziehenden Reisenden halten, so stürzte sich gleich die ganze Gesellschaft, die nicht mit dem Abschirren der Ochsen zu thun hatte, auf die letzten Feuer-, Aschen- und Küchenreste und verfolgte die verschiedenen Fussspuren am Boden im nähern und fernern Umkreise der Stelle. Dann wird im Hottentotten-Idiom unterhandelt; endlich sind sie klar und kommen zum Baas (Herrn), um ihm haarklein zu berichten, wer zuletzt ausgespannt, wie viel Ochsen, Schafe etc. er hatte, wie lange er hier gewelt oder schon weg ist, wohin er weiterreiste, ob er während der Ruhezeit gegessen, Kaffee gekocht, gejagt habe und dergl. endlos mehr.

»Zeitungen werden im Lande nicht gedruckt«, sagte mir einmal ein englischer Landeseingesessener, »in Afrika ist der Erdboden das Geschichtsbuch, das alle Ereignisse verzeichnet enthält, und in welchem man nur zu lesen verstehen müsste«. Ich beabsichtigte damals, aus dem Kuisibgebiet nach Norden zu unseren »Minen« in dem Hererólande zu gehen; gleichzeitig hatten sich unter den Eingeborenen und den mit ihnen verschwägerten Weissen die ersten beunruhigenden Nachrichten

über die drohende Haltung der Hereró den Deutschen gegenüber verbreitet, und mein etwas schwarzseherischer Gastgeber meinte nun, ich solle nur versuchen, zu unseren Minen zu gelangen, meine Leute würden aus den Spuren am Boden schon ersehen, was sich dort Alles ereignet hätte; die Hereró würden sicher die Ingenieure mindestens vertrieben und die Minen zerstört haben. Nun, das war glücklicherweise nicht so schlimm.

Bei dem Wanderleben, das unsere Expedition führte, mussten wir begreiflicherweise bald zu der einen Mine, bald zu der andern grössere Transporte besorgen. Wir hatten von Kapstadt zwei Wagen und eine Karre selbst mitgebracht, aber dieselben reichten auf die Dauer nicht aus. Zum Glücke giebt es nun im Lande selbst Wagen genug; die meisten Händler, wohlhabendere Bastards, sogar Hottentotten-Kapitäne (Häuptlinge) haben solche, und man kann dieselben leicht mit den zugehörigen Zugochsen miethen. Ja, das einzige Geschäft mancher Bastards besteht eben geradezu in dem Frachtfuhrwesen, im »Transportreiten«, wie man wunderbarerweise im Lande sagt (man vergleiche die Ausdrücke: Ochsenreiter, Pferde-reiter etc.). Im Allgemeinen wird die Höhe des Preises nach dem Gewicht der Waare und der Länge der Reise berechnet; wir mietheten mehrfach die Wagen »auf Zeit«; um Zugvieh und Leute brauchten wir uns nicht zu kümmern; diese wurden vom Besitzer besorgt. Der Preis war monatlich 25 £ (500 M.) für den Wagen. Vor der Hand wird der Reisende noch immer gut thun, einen eigenen Wagen mitzubringen, wenngleich die Kapschen Wagen wegen des Eintrocknens des Holzes im Lande doch zunächst einige Veränderungen erleiden. Besonders gut waren natürlich die Wagen, die im Lande selbst angefertigt wurden. In Otyimbingue war ein durch die frühere Missions-Handelsgesellschaft in's Land gerufener deutscher Wagenbauer (Hälbig) seit langen Jahren thätig; leider starb derselbe aber während unserer Anwesenheit, und mit ihm erlosch auch die Kunst des Wagenbaues im Lande.

Will man längere Zeit umherreisen, so gehören zu jedem Wagen mindestens zwei Gespanne Ochsen; die Thiere halten die bedeutenden Anstrengungen bei dem ungleichmässigen Futter nur eine kurze Zeit lang aus, dann müssen sie eine mindestens ebenso lange Ruhepause bei gutem Futter durchmachen, um wieder auf den alten Kräftezustand zu gelangen.

Oft genug ist es fast unmöglich, diese Rücksicht auf die Thiere zu nehmen, unterlässt man es aber, so hat man es mitunter schwer zu büssen. Die sonst kräftigen Thiere ermatten dann

in so hohem Grade, dass sie machtlos hinsinken; meistens sind sie dann dem Tode verfallen. Es ist ein zu jämmerlicher Anblick, wenn man die schönen, stattlichen Thiere so hingemäht sieht, unfähig, sich zu erheben, zu schwach, um noch das schleunigst dargereichte Futter zu erfassen oder Wasser zu sich zu nehmen; eine Kugel vor den Kopf ist dann die beste Erlösung für das arme Thier. Nur in seltenen Fällen und unter glücklichen Umständen, draussen im Futterfelde, gelingt es wohl, einen solchen Ochsen zu retten. Am schlimmsten aber ist der Weg über den Küstengürtel nach der Walfischbai. Hier verlor fast jedes unserer Gespanne, als wir nach Auflösung der Expedition zurückkehrten, mehrere Thiere.

Wenn nun ein solcher Unfall draussen mitten im Durstfelde, etwa zwischen Ovambo- und Hereróland oder auf dem Wege nach der Kalahari sich ereignet, so kann man sich die Folgen leicht ausmalen.

Also möglichst viel Ochsen, möglichste Vorsicht in deren Verwendung — diese beiden Umstände sind von grösster Bedeutung für das Gelingen einer Expedition im Lande; freilich wird dieselbe dadurch etwas theuer.

Eine gewisse Anzahl von Zugochsen wird man stets mit geringer Mühe erhalten können; schwierig ist es aber oft, zusammenpassende ganze Gespanne sich zu verschaffen. Die Thiere müssen nicht nur förmlich abgerichtet, sondern auch einander angepasst sein. Zu Vorderochsen besonders müssen immer solche Thiere genommen werden, die vermöge ihres starken Schrittes oder sonstiger Eigenschaften wegen gewöhnt sind, voranzugehen, was auch nur bei wenigen der Fall ist. Die Achterochsen (Hinterochsen), die dem Wagen zunächst angeschirrt sind, müssen nicht nur sehr kräftig sein, — sehr oft ziehen sie allein den ganzen Wagen, — sondern sie müssen auch besonders gut mit dem Treiber eingewöhnt sein und sich von diesem leicht lenken lassen. Auch die Tragochsen bedürfen natürlich einer besonderen Abrichtung. Bei letzterer verhalten sich die Eingeborenen meist äusserst roh; man bringt das Thier zunächst dadurch zu Falle, dass man es mit Tauen oder Riemen an den Hörnern nach der einen, und an den Extremitäten nach der anderen Richtung zieht; dann wird es in einer erbarmungswürdigen Weise gefesselt, und man zieht ihm durch die Nasenscheidewand ein Stückchen Holz, an welchem der Zaum befestigt wird; ist der Ochs dann einigermaassen gezähmt, so schreitet man erst zu der eigentlichen Abrichtung.

Auch die für Reisezwecke nöthigen Pferde kann man bereits im Lande selbst erhalten; die Rehobother Bastards sind ganz gute Züchter, und ich habe manch schönes Thier auf ihren Viehposten gesehen.

Auch die Hottentotten und manche Hereró haben Pferde; sie lassen ihnen aber weniger Pflege angedeihen, und zu einer eigentlichen Pferdezucht haben sie es wohl noch nicht gebracht. Ein grosser Theil der Pferde stirbt nämlich alle Jahre an der Paarde Ziekte (Pferdekrankheit), die in der Regenzeit unfehlbar in dem grössten Theile des Gebietes eintritt; nur eine Reihe Futter- und Wasserplätze längs der Küste sind gegen diese Krankheit sicher, man nennt sie wunderbarerweise Stervdeplätze (Sterbeplätze!). In der letzten Zeit nun kommen öfter Pferdehändler aus Transvaal über Land, welche Pferde gegen Ochsen eintauschen und damit ein ganz gutes Geschäft machen; die Neger kaufen gar zu gern Pferde, und die Hottentotten können ohne sie nicht leben. Bei den Ovambo kann man für ein Pferd bis zu 22 Ochsen einhandeln.

Der Weisse im Lande kann nun gelegentlich von Hottentotten, die vielleicht irgend welche andere Bedürfnisse haben, oder auf eine polizeilich eigentlich nicht zulässige Weise in den Besitz von Pferden gekommen sind, leicht für billiges Geld ein gutes Pferd erwerben, das dadurch, dass man es in Waaren bezahlt, natürlich noch wohlfeiler wird. Die Bastards dagegen halten auf gute Preise, man kann aber immerhin darauf rechnen, von ihnen ein brauchbares Thier für 20 £ (400 M.) zu erhalten. Will man freilich etwas Besonderes haben, so muss man sich Pferde vom Kap zu Schiffe mitbringen, es ist aber auch noch die Frage, ob sich dieselben in die geänderten Verhältnisse — man kann nicht immer Hafer mit sich führen — fügen werden. Die deutschen Expeditionen, die gemeinschaftlich in das Land kamen, brachten 10 Pferde mit; eins ging uns bei der Landung verloren; die anderen kosteten uns je 700 M., waren für uns aber nicht so brauchbar wie diejenigen, die wir im Lande selbst für einen viel geringeren Preis kaufen konnten. Kommt man aber in die Bai und will sich dort erst Alles besorgen, so muss man bereits Anfangs ein gehöriges Maass Geduld entwickeln; ehe Nachrichten hinauf ins Land gelangen, Verhandlungen hinüber und herübergehen, und die Thiere, die uns nach dem Innern bringen sollen, wirklich nach der Küste kommen, können viele Wochen vergehen.

Wer es also eilig hat, muss sich möglichst Alles vorher bestellen.

Aus den bisherigen Angaben ist wohl ersichtlich, dass von einem wirklichen grossen Handel im Schutzgebiete überhaupt noch nicht die Rede sein kann. Es ist klar, dass bei der enorm dünnen und weit verstreuten Bevölkerung allein die Transportspesen unverhältnissmässig hohe sein würden; doch das würde ja der konsumirenden Bevölkerung zur Last fallen. Betrachten wir nun einmal diese Bevölkerung; die



Hottentotten würden Viel konsumiren, sie kaufen für ihr Leben gern, aber entweder haben sie gar Nichts, was sie als Zahlung bringen könnten, oder aber sie sind so schlechte Zahler, dass allein mancher Händler im Lande an den Schulden der Hottentotten zu Grunde gegangen ist; oder endlich, wenn sie Etwas bieten können, so ist es gestohlenes Gut. — Die Hereró hätten wohl Etwas zu zahlen, aber sie wollen sich von ihren Schätzen, den Rindern, nicht trennen.

Es ist dies nun natürlich nicht so zu verstehen, dass nicht einige Handelshäuser oder einige Händler zeitweilig mit gutem Verdienst unter dieser Bevölkerung arbeiten könnten. Nur für grössere Gesellschaften, die mit grossem Kapital eintreten, kann vor der Hand auf Erfolg kaum zu rechnen sein. Mit der Zeit werden sich die Hereró wohl an die Bedürfnisse der Zivilisation und an das Bezahlen derselben gewöhnen. Augenblicklich ist das einzig wirklich ausgesprochene Bedürfniss dasjenige nach Ammunizi (Munition, Pulver und Blei) und Suppi (Schnaps).

Diese Sachen zu importiren oder gar zum Haupthandelsartikel zu machen, kann doch unmöglich eine grosse deutsche Handelsgesellschaft über sich gewinnen.

Ausser diesen beiden Artikeln werden namentlich Kaffee, Tabak, Gefässe und Kurzwaaren, Kleidungsstücke, wie Jacken, Hosen, Hüte, Schuhe und wollene Decken (Combers), Kopftücher, Blandruck und ähnliches Zeug für Frauenkleider, ferner auch Messing- und Eisendraht zur Herstellung der Arm- und Beinringe etc. importirt; des Importes von Pferden habe ich schon gedacht. Alle jene Sachen werden vielleicht von 7 Händlern, Inhabern von stores (Magazine für Alles) ins Land gebracht. Bastards und nomadisirende weisse Händler entnehmen die Waaren von diesen und treiben, mit ihren Wagen im Lande umherfahrend, eine Art Hausirhandel. Die Geschäfte gingen in den letzten Jahren im Allgemeinen gut, hauptsächlich allerdings deswegen, weil zahlreichere Expeditionen im Lande thätig waren, die einen grossen Theil ihrer Bedürfnisse bei den Händlern befriedigen mussten. Diese besorgten nicht nur Lebensmittel, sondern auch das Zugvieh, ja sie arbeiteten auch stark in »Goldminen«; dieses ist übrigens cum grano salis zu verstehen. Soviel ist sicher, dass wenn nicht die Hoffnung auf ertragreiche Minen das Geschäftsleben etwas reger gestaltet hätte, das Land von dem geschäftlichen Verfall, in welchen es gerathen war, sich nicht hätte erholen können; ja es wäre noch schlimmer geworden; die Händler standen vor dem Bankerott, und wer sich demselben noch hätte entziehen können, der wollte das Land verlassen. Da trat, zum Glücke für die Händler, zuerst das

»Kupferfieber« und einige Jahre darauf das »Goldfieber« ein, und die Kaufleute konnten wieder frischen Muth schöpfen.

Noch vor kaum zwanzig Jahren war es freilich anders gewesen. Allerdings war es damals nicht das Vieh, was als Zahlungsobjekt galt, sondern Straussenfedern und Elfenbein, die in bedeutenden Mengen exportirt wurden. Elefanten gab es noch in den wasserreicheren Distrikten im nordöstlichen Damaralande, und Strausse waren im ganzen Lande verbreitet; die Händler rüsteten ganze Jägerschaaren aus, und was von Bastards und Hottentotten im Besitze von Gewehren war, ging auch auf die Jagd aus. Die Erträge waren ganz bedeutend, und das Geschäft war glänzend; die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Bei dem sinnlosen Abschiessen waren die Elefanten bald völlig verjagt und die Strausse selten geworden, zudem sanken die Federn im Preise, und so lohnte die Jagd nicht mehr die überaus hohen Spesen. Wer dieses Geschäft bei Zeiten aufzugeben sich entschloss, konnte wohl sein Schäfchen in's Trockne bringen, wer aber dabei verblieb und in die schlechte Zeit hineinkam, der musste Alles wieder verlieren.

Anfangs war natürlich aller Handel mit den Eingeborenen nur Tauschhandel, und die Weissen hüteten sich wohl auch, Etwas daran zu ändern; Geld gab es also nicht, und es musste Jeder, der mit den Eingeborenen zu thun hatte, ohne Händler zu sein, wie die Missionare, sich ebenfalls ein förmliches Magazin anlegen. So kam ein gewisser Handelsgeist in die Mission; ich glaube, es wurde wirklich der Gedanke rege, es könne die Mission sich selbst erhalten, womöglich mit Profit arbeiten. Natürlich vertrug es sich nicht mit der Würde des geistlichen Amtes eines Missionars, dass dieser in eigener Person sich am Handel betheiligte, obschon es wohl manchmal durch die Umstände so weit gekommen war.

Man gründete also in Barmen, dem Sitze der Rheinischen Missionsgesellschaft, eine »Missionshandels-Aktiengesellschaft«, die alsbald eine rege Thätigkeit entwickelte; man hatte hauptsächlich den Export von lebendem Vieh nach der Kapkolonie ins Auge gefasst. Es wurden besondere Kaufleute hinausgeschickt, welche die Stationen selbständig leiteten, allerdings wohl zu der Mission in gewisser Beziehung standen.

Abgesehen von dem doch wohl etwas ungeheuerlichen Gedanken der Verquickung des Handels mit der Mission, hätte das Unternehmen damals reüssiren können, aber hauptsächlich in Folge einer ganzen Reihe äusserer Umstände, unzweckmässiger Verwaltungseinrichtungen, direkter Fehler, wie es scheint, auch der allzu »theuren« Vertretung

der Gesellschaft am Kap, musste sie doch schliesslich mit einer bedeutenden Unterbilanz liquidiren.

Ähnlich ist es nach der Missions-Handelsgesellschaft noch Manchen gegangen; ich brauche sie erst garnicht aufzuzählen und erinnere hier nur an Lüderitz. Wenn es um diese Dinge zur Zeit meiner Anwesenheit besser stand, so lag das lediglich an den zufälligsten, unzuverlässigsten Umständen, dem Ausbruche des Goldfiebers.

Auch unser Verkehr mit den Eingeborenen beruhte wesentlich auf dem Tauschhandel. Unsere Diener erhielten ihre Bezahlung, natürlich auf ihren Wunsch, in Kleidern, Hüten, Schuhen u. s. w., Taschenmessern, Tabakspfeifen und dergl. ausgezahlt; ein soliderer Bastard nahm wohl auch eine Kuh oder Kleinvieh, das wir irgendwo hatten erwerben müssen. Tabak und hin und wieder als besondere Belohnung einen Brantwein rechneten sie zu der ausbedungenen Beköstigung. Dass Letztere auf der Reise immer mit inbegriffen ist, ist selbstverständlich; höchstens bei einigem Aufenthalte an einem bewohnten Orte kann man die Leute, wenn man sie nicht unmittelbar braucht, bei ihres Gleichen essen lassen.

Ganz ebenso verhält es sich natürlich mit dem Bezahlen, wenn man unterwegs Schlachtvieh oder irgend Etwas einzukaufen gezwungen ist; jedesmal beginnt ein Feilschen und Handeln schlimmster Sorte; mindestens dreimal wird dieselbe Sache aus- und wieder eingepackt, ehe sich der Eingeborene entschliesst; mitunter kommt ein solcher hartnäckiger Hereró oder wetterwendischer Hottentotte am nächsten Tage mit seinem erhandelten Kopftuche wieder, der erstere, weil er sich wegen des ihm nicht ganz zusagenden Musters nur mit innerem Widerstreben zu dem Handel entschlossen hatte und nun Reue darüber empfindet, der andere, weil er sich die Sache anders überlegt hat und jetzt vielleicht lieber eine Tabakspfeife haben möchte.

Natürlich geht bei Alledem viel kostbare Zeit verloren, und man muss sich dabei eine wahre Lammesgeduld angewöhnen; sehr oft kommen die Kerle mit ihren Wünschen gerade im un rechten Momente, wenn man angespannt hat und im Begriffe ist aufzubrechen; man muss also entweder eine Verzögerung auf sich nehmen, die dann weitere, wer weiss welche Folgen haben kann, oder es riskiren, die Leute übel zu stimmen, und doch weiss man nur zu genau, welcher unangenehmen Schabernack ein böswilliger Treiber oder ein untreuer Viehwächter zu spielen im Stande ist.

Alles dieses wäre natürlich einfacher, wenn man die Bezahlung in Geld verabfolgen könnte. Englisch Geld war bereits einigermaassen verbreitet. Die deutsche Kolonialgesellschaft war auch

bemüht, deutsches Geld in Umlauf zu bringen und hatte zu diesem Zwecke grosse Summen in das Land geschickt; die Eingeborenen nahmen es auch an, behielten aber doch begreiflicher Weise die ihnen gewohnte englische Bezeichnungsweise bei. Als nach dem Putsch von Okahandya Ende 1888 die deutschen Behörden Otyimbingue verliessen, brach jedoch eine kleine Panik aus; Jeder, der im Besitze von deutschem Gelde war, suchte es wieder los zu werden und englisches Geld dafür in die Hände zu bekommen.

So mussten wir denn wohl oder übel unseren eigenen Leuten deutsches Geld gegen englisches einwechseln.

## 8. Die Hereró.

Die Hereró gehören mehreren verwandten Stämmen mit besonderen Kapitänen (Häuptlingen) an, die durch die gemeinschaftlichen Befreiungskriege gegen die Hottentotten unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, Maharero von Okahandya, einen engeren Zusammenhang erlangt haben, der natürlich nur so lange andauern wird, als das auf seiner politischen Einsicht und seinem Reichtum beruhende Uebergewicht Maharero's über die anderen Häuptlinge bestehen bleibt. Maharero ist sehr verschieden beurtheilt worden; Pechuël Löschke gab ihn für einen grossen Diplomaten aus; in den letzten Jahren wurde er von anderer Seite als ein unfähiger, dummer Kerl hingestellt. Nun, jedenfalls ist bei ihm jene eigenthümliche Negerschlaueit, die ein Gemisch von eigennützigster Selbstsucht, äusserster Vorsicht, fast abergläubischem Misstrauen gegen die Weissen darstellt, in hohem Maasse entwickelt.

Auf meiner Reise nach dem Kaokoveld führte mich mein Weg an Erongo vorbei, der Sommerresidenz oder, besser gesagt, dem Viehposten des Unterkapitäns Manasse von Omaruru; dieser war der mächtigste Vasall Maharero's, ja sogar dessen Nebenbuhler um die Kapitänenschaft über alle Hereró. Ich musste später Manasse's Gebiet noch mehrfach berühren und hielt es daher für rathsam, ihm vorher einen Besuch zu machen, um auf meiner weiteren Reise von Belästigungen verschont zu bleiben. In Omaruru selbst war augenblicklich kein Futter mehr für das Vieh der dort wohnenden Hereró vorhanden; alles Gras war weit und breit abgeweidet, und neues war im letzten Jahre wegen Regenmangels nicht gewachsen. Deswegen war Manasse mit seinen Grootmannen und allem Vieh für die Dauer der trockenen Jahreszeit nach dem günstiger gelegenen Erongo gezogen. Manasse war in früheren Jahren Christ, sogar •Schulmeister• gewesen, wie

man die meist am Kap ausgebildeten eingeborenen Missionare für die Aussenposten nennt; als er aber »Kapitän« geworden war, liess er die ihm nunmehr lästigen Fesseln fallen, hauptsächlich, um der wegen der vielen Erbschaften für einen Kapitän sehr einträglichen Vielweiberei frohnen zu können.

Der Weg nach Erongo führt über eine breite, fast kahle, sanft geneigte Fläche, die man meilenweit mit den Blicken verfolgen konnte. Einen um so erfreulichen Anblick bot das Flussbett des Kan, zu welchem die Fläche abfällt; voll mächtiger Anabäume, untermischt mit den anderen Bäumen und Büschen der Flussläufe im frischesten Grün zieht sich dasselbe in grossen Windungen, am Fusse des bereits geschilderten Gebirgsstockes, des Bockberges, hin. Am Flusse angelangt, konnten wir an den zahlreichen Schaf- und Rinderspuren ersehen, dass wir bereits in der Nähe des Platzes oder der »Werft«, wie man hier sagt, waren. Alle Tage müssen nämlich die Heerden zum Wasser geführt werden — zum Theil kommen sie wohl auch von selbst — und ziehen dann, oft meilenweit, wieder hinaus ins Grasfeld, wo sie auch die Nacht über weilen.

Unser Weg ging nun den »Fluss« aufwärts, bald rechts, bald links, hin und wieder im Schatten eines breitästigen Anabaumes, bald mitten im tiefen, schweren Flusssande. Zuweilen trafen wir eine Herde Kleinvieh unter der Leitung eines schlanken, grossäugigen Hereroknaben, endlich auch einige Hererofrauen, die am Wege lagerten; es waren hohe, schlanke Gestalten mit keineswegs unschönen Gesichtszügen. Ihre Kleidung zeigte europäischen Schnitt, also waren sie Christinnen. Von ihnen konnte mein Bastard-Begleiter in Hottentottensprache erfahren, dass Manasse nicht in Erongo weilte, wohl aber sein Unterkapitän Mutate.

Manasse war, wie ich später hörte, aus einem sehr triftigen Grunde nach Omaruru gereist: die dortigen Händler hatten ein neues Fass Branntwein erhalten, und das war noch nicht geleert!

Nun konnten wir bald zwischen den Bäumen hindurch einige Hütten ausserhalb des Flusses sehen, und in kurzer Zeit waren wir am Mittelpunkte des Ortes, am Wasserplatze. Brüllende Rinder drängten sich zu dem grossen Holztroge, welcher vor der mit Dornenverhauenen umfriedigten Grube unablässig gefüllt wurde. Drei Mann standen auf Baumgerüsten im Brunnen übereinander; von dem untersten wird der Eimer voll geschöpft, und, von Hand zu Hand gereicht, wandert er hinauf zum Troge. Erongo's Wasserstelle liegt noch günstig, mitten in einem grossen Flusse. An anderen Stellen sind viel mehr Hände nöthig, um die Kette vom Wasser zum Troge vollständig zu

machen. Der lose Flusssand der Wände rutscht alle Augenblicke ab, und unablässig muss der Hereró bemüht sein, den Brunnen in Ordnung zu halten. Aus Alledem kann man ersehen, mit welcher endloser Mühe das Tränken von mehreren, oft vielen Tausenden Stück Vieh täglich verbunden ist. Aber der Hereró thut es für sein Vieh, und für das thut er Alles!

Vom Wasserplatze wurden wir zunächst zu einem grossen Anabaume geführt, unter welchem Mutate mit einigen seiner Leute sich befand; der Empfang war nicht sehr liebenswürdig. Die erste Frage war, ob unser Wagen bald nachkäme — natürlich wegen der darin vermutheten Geschenke — die zweite die nach Tabak. Die Bitte um Tabak ist bei den Hereró allenthalben den Weissen gegenüber so gut wie ein Gruss. Die kleinen gepressten Cavendish-Tafeln muss der Reisende hier im Lande stets als Scheidemünze bei der Hand haben.

Nach geraumer Zeit wies man für uns und unser Sattelzeug einen anderen Baum an und brachte mir einen Stuhl. Nach und nach fand sich dann auch eine zahlreichere Versammlung von Alt und Jung, Hoch und Niedrig bei mir ein. Die Einen liessen sich ihre niedrigen, zusammenklappbaren Stühle, deren Sitz aus querüber gespannten Riemen besteht, bringen, Andere trugen sie selbst mit sich herum; die Meisten hockten auf der Erde oder rollten sich höchstens einen Stein als Sitzplatz herbei. Es waren durchweg hohe, schlanke Gestalten mit elastischen, dem Auge wohlthuenden Bewegungen. Die Reichen waren europäisch gekleidet, Einige von ihnen trugen trotz der Sommerwärme schwere, dunkle Kleider. Ueberhaupt ziehen die Hereró im Allgemeinen solide, kräftige Waaren vor, wenn auch die Preise höher sind, und der Händler, der zu ihnen gehen will, muss mit dieser berechtigten Eigenthümlichkeit rechnen. Nur die untergeordneten Persönlichkeiten tragen noch die volksthümliche Tracht, je ein Schurzfell vorn und hinten und an Stelle des Gurtes ein eigenthümliches, vielfach um die Hüfte geschlungenes Riemengeflecht. Als erste Erfrischung bot man uns in einem alten, verbogenen Blecheimer Wasser aus dem »Fluss«, gelb, undurchsichtig, aber frisch und kühlend, und wir genossen es deswegen mit Behagen.

Als unser Wagen noch immer ausblieb, brachte man uns die unvermeidliche Omeira, dicke Milch. Diese ist sehr oft das einzige Nahrungsmittel der Hereró. Um ihre Heerden mehr und mehr wachsen zu sehen, hüten sie sich, Vieh zu schlachten; ein Stück Muttervieh des Fleisches wegen zu tödten, halten sie fast für ein Verbrechen.

Ausser der Zubereitung der Felle, die sie für ihre Kleidung gebrauchen, ist die Herstellung von Gefässen für die Milch fast die

einzigste Industrie, welche die Hereró kennen. So brachten sie auch mir die Omeira in einem grossen, aus Holz geschnitzten Gefässe, das nicht stehend aufbewahrt, sondern mit einer Riemenöse aufgehängt wird. Getrunken wird aus einem grossen, nicht unschön geformten, mit originellem Griffe versehenen Schöpflöffel. Rohe Ornamente verzieren oft dies einzige Kunsterzeugniss der Hereró.

Später hatte ich Gelegenheit, mich im Orte selbst umzusehen. Die Hütten sind geräumig, rund, hoch gewölbt, aus starken Aesten mit Rohr und Laub aufgebaut und aussen mit einer dicken, festen Kruste aus Lehm, dem oft Kuhdünger beigemischt ist, überzogen. Die Thüröffnung ist ungemein klein, häufig nach aussen in eine thönerne, röhrenartige Verlängerung ausgezogen. In einem solchen allerdings ziemlich grossen Raume wohnt nun eine ganze Familie, ohne Licht, ohne frische Luft, im erstickenden, beizenden Rauche der Feuerstätte. Kleine Laubhütten von ähnlichem Bau stehen wohl neben der Wohnung zur Unterkunft für Geflügel oder jüngstes Jungvieh; die älteren Kälber sind in einem »Viehkraale«, einem Verhau von Dornbüschen oder Pfählen in der Nähe der Hütte untergebracht. Unter den Frauen sieht man wohl hier und da einige Heidinnen, schon von fern her durch ihren eigenthümlichen Kopfputz ausgezeichnet. Ausser dem Schurzfell wie die Männer, aber ohne jenes Riemengeflecht, tragen sie noch eine Art Umhang aus weichem Leder, in welchen sie sich ganz einhüllen können. Die Kopfbedeckung ist eine lederne Haube, deren vorderer Rand zu einem das Gesicht umrahmenden Wulste eingerollt wird; das Originelle an dieser Kopfbedeckung sind drei lange, schmale, spitzwinkelige Lederlappen, die, um das Hinterhaupt im Halbkreise gestellt, hoch hinaufragen. Dabei glänzt nun Alles, Körperhaut und Gesicht, Haube und Gewandstück, von einer Fettschicht, die, mit Ocker angerieben, aufgetragen wird. Dadurch gewährt eine Gesellschaft solcher Frauen einen äusserst seltsamen, dem europäischen Auge aber keineswegs angenehmen Anblick.

Mit Hülfe zweier Dolmetscher, welche zwischen Hereró, Namaqua (Hottentottisch) und Afrikaner-Holländisch vermittelten, hatte ich mit Mutate verhandelt und ihm den Zweck meines Kommens auseinandergesetzt. Aber erst als mein Wagen anlangte, zog er sich mit seinen Räthen zurück, um über die mir zu ertheilende Antwort zu berathen, nicht ohne vorher eine Flasche starken Getränkes zu fordern, ohne welche eine Berathung nicht von Statten gehen könne. Natürlich war es mit Einer Flasche nicht genug; ich musste mehr geben, sind ihnen doch die landesüblichen Geschenke im Schutzvertrage zugesichert. Auch konnte ich, falls ich

mich weigerte, gewärtigen, dass meine liebenswürdigen Wirthe einfach den Wagen abluden, um nach dem begehrten Gute zu suchen. Da waren die Hereró die ich später bei einem abgelegenen Aussenposten antraf, bescheidener. Durch einige Stücke Tabak waren ihre Wünsche befriedigt, und als sie von meinen Leuten gar zu einer Schale Kaffee zugelassen wurden, konnte ein bejahrter Held nicht umhin, wie ein Rhapsode in einer Art Stegreifgesang die »leckere Kost« zu rühmen, welche der weisse Mann in's Land bringt. Aber nicht schön klingt die Sprache der Hereró; in ungleichmässigem, schnellem Strome fliesst die Rede ohne Tonfall, ohne Abwechslung dahin; nur selten wird mitten im Satze eine einzelne Silbe betont und kräftig hervorgestossen. Ich war davon überrascht, denn wenn man diese Sprache gedruckt liest, könnte man bei dem Vokalreichtum der Worte eine volltönende, wohlklingende Sprache vermuthen. Das Betragen meiner Wirthe in Erongo war allmählich immer weniger liebenswürdig geworden; sie wollten immer mehr Schnaps haben und suchten meiner Weiterreise immer neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ich wusste indess, dass ihr Widerstand nur ihre Absichten auf meinen eigens für solche Zwecke mitgenommenen Kapcognac verdecken sollte. So kehrte ich mich auch nicht an ihre Forderungen. Am Aergsten wurde es aber, als ich anspannen liess, um dem ungastlichen Orte den Rücken zu kehren. Noch mussten für Mutate, den Unterkapitän, und Manasse, den abwesenden Häuptling, die unerlässlichen Geschenke an Blaudruck, bunten Kopftüchern, Kaffee, Tabak u. s. w. und natürlich auch noch Brantwein herausgelangt werden. Während der Leiter meines Wagens in demselben packte und räumte, drängten sich die Grootmannen hinten auf das Trittbrett des Wagens, auf welchem bereits die drei Fässchen voll trüben, gelben Wassers mit Riemen festgebunden waren, und stiessen sich vorn gegenseitig hinauf auf die Vorderkiste; zehn, zwanzig streckten zugleich ihre Arme in den Wagen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, natürlich wie immer unter beständigem Lärmen und Schreien. Ich konnte Nichts dabei thun; wehe dem Weissen, der in dieser kritischen Zeit Hand angelegt hätte an irgend einen Hereró! So liess ich denn abfahren, begleitet von der sich nach und nach verlierenden Menge und von einigen Vertrauensmännern Mutate's, die eine Stunde ausserhalb die versprochenen Gaben gegen eine geschriebene Quittung in Empfang nahmen.

Sehr verwöhnt und übermüthig sind die Hereró geworden. Da sie allein die Besitzenden im weiten Lande sind, waren sie schon von jeher der Gegenstand aller »Kolonisationsversuche«. Arm, wie das Land ist, konnte man nur das Vieh der Hereró als Bezahlung für



die eingeführten Waaren nehmen. So haben erst die Engländer, dann die Deutschen sich um die Gunst des begüterten Volkes und besonders des Häuptlings Maharero beworben. Die Forderungen der Hereró steigerten sich Angesichts des vielfältigen Wettbewerbes, und ihr Selbstbewusstsein den Weissen gegenüber trat immer schärfer und schärfer hervor. Die verschiedenen Deutschen, die als Beamte des Reichskommissariats, der Bergbehörde, der Kolonialgesellschaft und mehrerer Minenkompagnien in Otyimbingue waren, wissen ein Lied davon zu singen. Die Hoffnungen indess, die man auf den Reichtum der Hereró gesetzt hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen; die Hereró lassen von ihrem Reichtume Nichts ab. Nur so viel als nothwendig, um Munition, um die allernöthigsten Kleidungsstücke zu erwerben, geben sie von ihren Ochsen her. Sonst behalten sie Alles für sich — fast nur zur Augenweide. Es ist der höchste Genuss des Hereró, draussen vor seiner Hütte zu sitzen und seine Heerden, von denen er wohl jedes Stück kennt, die prächtigen, wohlgenährten Ochsen und Rinder der breitgehörnten Damararasse vor sich vorbeitreiben zu lassen. In guten Regenjahren mehrt sich das Vieh äusserst stark; der Hereró könnte, ohne um die weitere, reichliche Vermehrung seines Viehbestandes bekümmert zu sein, Vieles gegen die Güter der Weissen vertauschen, um sich einen sicheren, dem Witterungswechsel nicht unterworfenen Besitz zu erwerben. Aber er thut es nicht, er will immer mehr, immer grössere Heerden. Freilich muss er es dann erleben, dass in schlechten Jahren Hunderte, ja Tausende seiner geliebten Ochsen dahinsterven, oder dass die Hottentotten kommen und alle Heerden eines Viehpostens hinwegtreiben. Um bei einem solchen Viehraube nicht allzu grossen Schaden zu erleiden, steckt der Einzelne sein ganzes Eigenthum nicht in einen Viehposten, sondern er vertheilt seine Heerde auf verschiedene Stellen, sodass an gefährlichen Plätzen oft nur einige Stück Vieh stehen; die Anderen machen es ebenso, und so sind an einem Viehposten oft viele Besitzer betheilig. Aufgeschrieben ist natürlich Nichts, aber jeder Hereró weiss auswendig, wo er sein Vieh vertheilt hat. Werden dann solche Viehposten von den Hottentotten wirklich einmal »abgeschossen«, so ist der Verlust für den Einzelnen nicht so gross.

Da bei diesen wohl nicht so bald verschwindenden Eigenthümlichkeiten der Hereró für den Handel Nichts zu gewinnen war, wäre das Land von den weissen Kolonisten längst verlassen worden, wenn diese nicht immer wieder durch neuerweckte Hoffnungen auf ergiebigen Bergbau zurückgehalten worden wären. So hat denn auch in den letzten Jahren die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest-

Afrika, an welcher hervorragende Kapitalisten des Vaterlandes theiligt sind, die von dem so traurig umgekommenen Lüderitz erworbenen Rechte übernommen und besonders gesucht, alle Minengerechtsame in einer Hand zu vereinigen. Von Reichs wegen wurde ein Kommissar, Dr. Göring, hinausgeschickt, und mit Maharero, dem Oberhäuptling aller Hereró, wurden Beziehungen angeknüpft. Letzterer befolgte aber eine eigenthümliche Politik, wenn man es so nennen darf. Er gab einem Jeden, was gewünscht ward, selbst schriftlich, wenn nur ausreichend Gegengeschenke und besonders die genügenden Mengen Brantwein dafür gewährt wurden. So kam es denn, dass es mehrere Bewerber um die Minenkonzessionen Maharero's giebt, von denen Jeder das meiste Anrecht zu haben glaubt. In jüngster Zeit nun hatte einer derselben, der Engländer Lewis, der lange Zeit im Lande gelebt hatte, den deutschen Eindringlingen und besonders der Kolonialgesellschaft den Kampf bis auf's Messer geschworen, um seine angeblich älteren Ansprüche durchzusetzen.

Seine Wühlereien waren von Erfolg gekrönt. Er wurde in einer öffentlichen Versammlung in Okahandya, der Residenz des Maharero, von diesem zu seinem bevollmächtigten Vertreter ernannt; alle früheren Minengerechtsame wurden für erloschen erklärt, nur die seinigen anerkannt. Das Recht, im Schutzgebiete Gesetze zu geben, wie das Goldgesetz, wurde dem deutschen Kaiser bestritten; dessen Vertreter und der der Kolonialgesellschaft wurden schmähsch behandelt und geradezu verleugnet.

Die gouvernementalen Kreise am Kap suchten die Urheber dieses Putsches sich von den Rockschössen zu schütteln, und doch stand hinter Lewis eine grosse englische Kapitalistengesellschaft, die bereit war, die Anrechte desselben zu erwerben und seine Pläne zu verwirklichen. Es fand augenscheinlich auch hier dasselbe Spiel statt, das sich so oft abspielt, wenn die Engländer ein neues Land ihrem Kolonialbesitz einverleiben wollen. Als angeblichen Förderern des Deutschthums wurden dann von Maharero den Missionaren Schulen und Kirchen geschlossen, Gottesdienst und Glockengeläut wurden verboten, alles dies indess nur auf kurze Zeit; die Hereró waren doch schon zu sehr daran gewöhnt.

Alle Deutschen, deren Kolonie in Otyimbingue schon ganz stattlich herangewachsen war, verliessen in Folge der Vorgänge auf jener Versammlung diesen Ort.

Maharero fuhr nun in seiner Praktik fort; durch seine Erfolge muthig gemacht, versuchte er es bald, sich auch Lewis vom Halse zu schaffen. Wenn es nun auch nicht soweit kam, so verlor doch

Lewis bald wieder die sozusagen offizielle Stellung als allmächtiger Stellvertreter und Bevollmächtigter Maharero's, und es gelang ihm nicht, denselben zu einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Deutschen zu verleiten. Neben ihrer Liebe zum Vieh haben die Hereró auch ein untilgbar ausgeprägtes Heimathsgefühl. Den Begriff eines Verkaufes von Grund und Boden giebt es überhaupt gar nicht; alle Häuser, die der Weisse gebaut hat, gehören ihrem Häuptlinge, weil sie auf dessen Boden stehen. Der weisse Erbauer darf sie nicht verkaufen. Nun kamen all die Weissen ins Land, setzten sich hier und da fest und fingen an zu schürfen und zu graben in dem geheiligten Eigenthume der Hereró, dem Boden; es wurde also dem Argwohne immer mehr Nahrung geboten, die Weissen könnten die Eingeborenen aus ihrem Lande, von ihrem Grund und Boden vertreiben. Ob Deutsche oder Engländer, das ist dem Schwarzen hierbei gleichgültig. Diese Sorge, in seinem Besitze des Landes und alles dessen, was darauf ist, beeinträchtigt zu werden, war Maharero nun näher gerückt als je und hatte ihn zu jenen gewaltsamen Schritten veranlasst. Ohne Zweifel wollte er noch weiter gehen; alle Pläne waren längst erwogen. Schon vor geraumer Zeit hatte er bei einem mächtigen Häuptling am Ngamisee anfragen lassen, ob er mit seinem ganzen Volke zu ihm kommen dürfte, falls er in Folge eines Krieges mit den Deutschen das Land verlassen müsste. Die Sprache, die Maharero damals führte, als die Deutschen Otyimbingue verlassen hatten, war anmassender als je und dabei durch Gleichnisse und Bilder orakelhaft wie immer. Dr. Göring, der Reichskommissar, sei wie Jordan, meinte er; und Jedermann weiss, dass Jordan, der Führer einer Boerenkolonie, die sich im Lande niederlassen wollte, auf Maharero's Veranlassung ermordet worden ist. Besonders verhasst sind dem Häuptlinge die Goldsucher und Minenarbeiter: er würde sie schon aus dem Lande treiben, sie müssten ihm aber ihre Picken da lassen, mit denen sie ihr eigenes Grab gegraben hätten.

Nun, furchtbare Feinde sind die Hereró nicht; sie sind feige und laufen davon, viele Meilen weit, wenn ihnen eine ernste Gefahr droht. Die Zahl der waffenfähigen Männer, die sie ins Feld stellen könnten, ist nicht gross, immerhin aber noch bedeutender als die der Hottentotten. Aber sie sind fanatisch, im Augenblicke entflammt und dann unberechenbar. Indessen, der damalige Putsch war nicht die Folge einer einmaligen Aufwallung, es war der Ausbruch des lange gährenden Hasses gegen die Weissen, begründet in dem unbestimmten Gefühle der Hereró, von jenen in ihrer Existenz bedroht zu sein. Es ist der Rassenkampf, der bisher überall in Südafrika von den vordringenden Europäern hat durchgekämpft werden müssen.

Unter solchen Umständen war es für Kernen von uns Deutschen rathlich, sich jetzt hinauf in das Land der Hereró zu begeben. Nun, glücklicherweise wurde ein ernsterer Ausbruch der Feindseligkeiten vermieden. Einmal waren die Hererókapitäne selber nicht einig genug und auf einander eifersüchtig und dann waren sie auch „bange“, weniger wohl vor einer militärischen Aktion Deutschlands, von der sie sich doch keine Vorstellung machen konnten, als vor den stets kriegsbereiten Hottentotten, die mit deutschen Gewehren und deutscher Munition ihnen sehr gefährlich werden konnten. Freilich von Grund aus geheilt von ihrem Hasse gegen die Weissen sind sie noch nicht, und die äusserste Vorsicht in dem Verkehre mit ihnen ist auch jetzt noch geboten. Das geringe Häufchen sog. Schutztruppen hat, wie man aus den Tageszeitungen entnehmen konnte, nicht wieder in Otyimbingue, sondern in dem von Hereró nicht bewohnten Tsaobis sein Standquartier aufgeschlagen.

Nach dem Putsch von Okahandya begaben sich die deutschen Behörden und auch wir, deren Aufgaben im Lande vollendet waren, nach Walfischbai. Dort, an der Küste, allerdings in britischem Gebiete, waren wir vor Angriffen der Hereró sicher; den gras- und wasserlosen Küstengürtel werden sie nicht überschreiten. Ueberhaupt würde Maharero mit seinen Getreuen garnicht daran denken, so weit nach Westen vorzurücken, wenngleich er damals die kühne Behauptung aufgestellt hatte, auch die Engländer hätten ihm zu Unrecht die Walfischbai weggenommen, ihm, der nie das Meer gesehen hatte! Diejenigen Hereró, die unter der besonderen Leitung des Unterkapitäns Manasse von Omaruru stehen, so namentlich die Hereró von Otyimbingue, nahmen vor der Hand eine mehr abwartende Stellung ein. Manasse schien sogar sich von Maharero lossagen zu wollen. Wenn er so den Deutschen freundlicher gegenüber steht, so darf man ihm doch nicht trauen: er nutzt die Verhältnisse nur zum eigenen Vortheil aus und wird, falls er das Ziel seiner Pläne erreichen sollte, ebenso wie Maharero sich die Weissen vom Halse zu schütteln suchen — vorausgesetzt, dass nicht eine ihm sichtbare drohende Macht ihn zur Vorsicht zwingt. So wird auch in unserer südwestafrikanischen Kolonie die Entwicklung zunächst durch den Widerstand der Eingeborenen gehemmt. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen: als die Deutschen aus Otyimbingue in der Bai angelangt waren, brachte die Post vom Kap die ersten Nachrichten von dem Aufstande in Ostafrika. So schlimm ist es bei uns glücklicher Weise nicht gewesen. Blut ist bisher nicht vergossen worden, wenn auch eine gewisse Gefahr in der letzten Zeit nicht zu leugnen war.

Zum Schaden des Landes hatte sich aber bisher<sup>1)</sup> in demselben eine sichtbar drohende Macht nicht bemerkbar gemacht. Die geringfügige Schutztruppe, die seitdem ausgesandt wurde, genügt wohl, um einstweilen die Dinge in der Schwebe zu halten und den drohenden Zusammenstoss hinauszuschieben, aber eine definitive Regelung der Angelegenheiten, eine wirkliche Pacifikation des Gebietes herbeizuführen, dazu ist sie zu unbedeutend.

Betrachten wir nun die Hereró vom rein ethnologischen Standpunkte, so bieten sie wenig genug Originelles. Die für ihre Rasse ungünstigen klimatischen Bedingungen des Landes stellen höhere Anforderungen an ihre Intelligenz, als ihnen von Mutter Natur mitgegeben ist. Es giebt einige Hereróstämme, die vollständig heruntergekommen sind, ein Leben wie Buschmänner und wie die wilden Bergdamara führen. Die Wanderungen des Volkes, die fortwährenden Kämpfe mit den Hottentotten und die zeitweilige Unterwerfung durch dieselben streifte ihnen das Originelle der specifischen Volksseele, um mit Bastian zu reden, ab, und die Berührung mit europäischer Civilisation, nicht zum Mindesten die Mission, werden auch noch den letzten Rest des eigentlichen Hererócharakters verwischen.

Lediglich Viehzüchter, ist ihnen eigentlicher Ackerbau fremd; ebenso fehlt ihnen jegliche Industrie — nur ihre Hütten, Milchgefässe und Kleider aus Fellen und Leder bereiten sie sich selbst, aber schon ihren so einfachen Hauptschmuck, die Eisenperlen, lassen sie sich von Bergdamaras oder Ovambos herstellen. Ebenso wenig können sie selber Handel treiben.

Von ihrem geistigen Leben, soweit es nicht schon von den Missionaren, ich will nicht sagen, vom Christenthum — beeinflusst ist, bin ich nicht viel gewahr geworden<sup>2)</sup>. Am Eigenthümlichsten schien mir ihre Auffassung von der Abstammung ihres Volkes; nach ihrem Glauben ist Omumborumbungá, ein mächtiger Baum vom Wuchse der Eiche mit kleinblättrigem, aber dichtem, dunklem Laube, der Vater der Hereró!

Nicht selten trafen wir die Grabstätten reicher Hereró; in der

<sup>1)</sup> Diese Zeilen wurden Ende 1889 geschrieben. Inzwischen sind dem Führer der Schutztruppe, Hauptmann von François, 50 Mann zur Verfügung gestellt, was für eine Pacifikation auch noch nicht genügt, aber immerhin mit Veranlassung gegeben haben mag, dass die Hereró nicht mehr feindselig sich verhalten; so konnte Lieutenant von François, in Vertretung seines Bruders, der eine Recognoscirungstour nach dem Ngamisse unternahm, ohne Bedenken, sozusagen einen Antrittsbesuch in Otyimbingue und in Okahandya abstatten.

<sup>2)</sup> Hierzu vergleiche man das im Vorworte erwähnte Werk von Schinz.

Regel waren sie durch Bäume kenntlich, die durch eine ganze Anzahl gebleichter Ochenschädel schon von Weitem in der abwechslungsarmen Gegend unsere Blicke auf sich lenkten. Je reicher der heidnische Hereró ist, desto mehr Ochsen werden ihm zu Ehren am Bestattungstage geschlachtet und deren Schädel dann an der Grabstätte zur dauernden Erinnerung aufgehäuft und befestigt.

Die Missionare haben das Land der Hereró von jeher als ein sehr günstiges Arbeitsfeld betrachtet; die Sesshaftigkeit der einzelnen Stämme, das Zähle, Beharrliche, Ausdauernde im Hererócharakter, das man allerdings noch nicht mit »Zuverlässigkeit« verwechseln darf, und besonders die Wohlhabenheit des Volkes sicherten den Missionsstationen wenigstens einen äusserlichen Bestand. Selbst insofern waren unlängbare Erfolge zu verzeichnen, als wirklich Gemeinden erstanden und im Laufe der Jahre an Seelenzahl zunahmen. Einzelne Individuen zeigten sich auch wirklich für christliche Bildung empfänglich; andererseits darf aber nicht geleugnet werden, dass gerade der Negercharakter und auch der des Hereró für Heuchelei und Scheinheiligkeit ganz besonders beanlagt ist. Gerade sog. Kirchensäulen, die beim Gottesdienste nie fehlten und gefissentlich zu dem Ehrenamte eines Glöckners sich drängten, haben sich bei den Kämpfen gegen die Hottentotten durch zwecklose Grausamkeit arg kompromittirt! Bezeichnend ist ferner, dass gerade die mächtigeren Kapitäne vom Christenthume Nichts wissen wollen, obwohl sie mit den Missionaren meist auf gutem Fusse stehen und ihren Rath oft genug gern entgegennehmen.

## 9. Die Hottentotten.

Die Erfüllung meiner Aufgabe führte mich seltener in die ausgedehnten Ebenen des Damaralandes, die Weidefelder der Hereró; desto häufiger hielt ich mich in den Gebirgsländern und Steinfeldern auf, die, wenn überhaupt bewohnt, grösstentheils von Bergdamara und Hottentotten eingenommen sind.

Nur die Toppnaars, der am längsten im Lande eingessene Hottentottenstamm, wohnen in dem wüsten Dünengürtel in der Nähe des Meeres. Wenn man in Walfischbai zu wochenlangem Harren auf das längst fällige Postschiff verurtheilt ist, hat man hinlänglich Musse und Gelegenheit, so Manches über die Toppnaars in Erfahrung zu bringen. Diese waren einst, wohl noch im Anfange dieses Jahrhunderts, die mächtigen Herren des Landes; ihre Grenzen dehnten sich weithin nach Norden und Osten aus. Heutzutage führt ein dürftiger Rest dieses Stammes ein elendes Bettlerleben in der Nähe der Walfischbai.

Die mitunter thurm hohen Sanddünen, die das ganze weite Gebiet südlich vom unteren Kuisib erfüllen, lassen hin und wieder zwischen sich Schlickflächen frei. In diesen versteckten Schlupfwinkeln haben die Toppnaars ihre schmucklosen Hütten aus allem nur denkbaren zusammengeschleppten Material aufgebaut; Kistendeckel, Wellblechreste, alte Säcke, Felle bilden die buntgefleckte Hülle der runden Pondoks.

Saure Binsengewächse und harte, stachelige Gräser sind oft genug der einzige Schmuck dieser Inseln im Dünenmeere; auch Grundwasser lässt sich hier und da erreichen, und so könnten schon an manchen Stellen kleine Viehheerden gedeihen. Aber die Toppnaars, deren Heerden einst den ganzen Schwachaub entlang weideten, sind keine Viehzüchter mehr.

Während der Hungerzeit hungern die Männer in der Bai umher, um beim weissen Manne Arbeit und Verdienst zu suchen oder um wenigstens einen Schluck des mit Leidenschaft geliebten Branntweins erhaschen zu können; sonst sind sie in der Noth äusserst genügsam, zufrieden mit den Abfällen, die der farbige Diener der Weissen mit ihnen theilt. Andernfalls gehen sie auch wohl hinaus an die See, fangen mit Harpunen Fische in den Hinterwässern, graben Muscheln und anderes essbares Gethier aus dem Sande des Meeresufers. Aber das ist ein mühsamer, beschwerlicher Broterwerb, erheischt er doch Arbeit, und die liebt der Hottentotte nicht. Im Sommer, d. h. etwa im Dezember, hat nun der schreckliche Hunger ein Ende; es beginnt eine förmliche Festzeit, die Narra-Ernte. Die Narra ist eine kürbisähnliche Frucht mit gelbem, nicht übel schmeckendem Fleische und mandelartigen Kernen, die, geröstet, auch nicht unangenehm schmecken. Hunderte und Tausende dieser blattlosen, stacheligen Narrabüsch umspinnen mit ihrem dichten Gewirre freudig grüner, kletternder Stengel die Köpfe der kleinen Sandhügel zwischen den grossen Dünen und tragen ohne Bearbeitung, ohne Bewässerung reichliche Frucht; diese ideell vertheilten, förmlich vererblichen und verkaufbaren Narrafelder sind das einzige Besitzthum der Toppnaars. Dorthin ziehen sie in hellen Haufen mit Weib und Kind, lassen Arbeit, Branntwein und Alles im Stich, wenn die Narra reif ist. Sie legen sich in ihr Feld und essen, wenn auch Mund und Lippen von der eigenthümlichen Schärfe der Frucht wund gebissen werden, und mästen sich buchstäblich für die nächste Hungerzeit. Es scheint diese auch sonst interessante Frucht in der That sehr üreich und nahrhaft zu sein.

Nur Wenige denken in dieser guten Zeit der Zukunft; einzelne alte Frauen unterziehen sich noch der Mühe, den überreichen Vorrath

zur Aufbewahrung vorzubereiten. Der eingekochte syropähnliche Saft der Narra wird auf Sand gegossen, erstarrt alsdann und kann beliebig aufbewahrt werden. Vor dem Genusse reibt und klopft man den Kuchen wie ein Stück Leder, um den einerseits anhaftenden Sand zu entfernen.

S. verläuft das Leben bei den Toppnaars in ewigem Einerlei, abwechselnd zwischen Hungerleiden und Narrafreuden.

Ein anderer, etwas kräftigerer Theil der Toppnaars ist weiter im Norden, im nördlichen Kaokoveld, ebenfalls in die Nähe der Küste gedrängt. Wie ich höre, giebt es auch dort in der Gegend des Kap Frio Narra essende Hottentotten.

Auf meiner Reise in das Kaokoveld bin ich nicht bis zu diesen nördlichen Toppnaars gedrunen, wohl aber musste ich mich bei ihren nächsten Nachbarn im Osten und Südosten, den Zwartbois, aufhalten. Die Zwartbois gehören zu den Orlam, d. h. den in jüngster Zeit aus der Kapkolonie eingewanderten Hottentotten. Die ältesten noch lebenden Männer derselben sind noch südlich vom Oranje-Fluss geboren. Nach mehrfachen Wanderungen liessen sie sich endlich in Otyitambi, im südlichen Kaokoveld, nieder; es scheint aber, dass auch hier ihres Bleibens nicht mehr länger sein wird. Die Zwartbois waren gleichfalls an dem letzten grossen Kriege der Hottentotten gegen die Hereró betheiligt, hatten aber im verfloßenen Jahre als Erste mit den Hereró wieder Friedensverhandlungen angeknüpft. Freilich sind solche von zweifelhaftem Werthe. Schon nach einigen Monaten lagen die Zwartbois mit dem nördlichsten Stamme der Hereró, der am Waterberge seinen Sitz hat, im Streit, wie es scheint, unbeschadet der neubesiegelten Freundschaft mit dem Oberhäuptling der Hereró, Maharero, und mit Manasse, dem Kapitän von Omaruru. Wenn nun aber die Zwartbois, wie sie in der That beabsichtigen, doch wieder nach dem Süden ziehen wollen, wo sich einstweilen nach ihrem Weggange die Hereró eingenistet haben, so ist ein neuer Zusammenstoss zwischen den beiden Stämmen unvermeidlich.

Der von mir benutzte Weg, der von Süden nach Otyitambi führt, ist so übel nicht. Von der Wasserscheide aus senkt sich das Terrain in einer schiefen Ebene verhältnissmässig schnell nach dem Flusse von Otyitambi zu. Auf dieser geneigten Fläche stehen, wie schon vorher geschildert, die aus übereinander gewürfelten Granitklötzen aufgethürmten Felsenhaufen wirr durcheinander; zwischen diesen hindurch schlängelt sich der angenehme Sandweg inmitten eines ziemlich dichten Bestandes laubreicher, frischgrüner Büsche. Die Felsen treten allmählich zurück, der Busch wird lichter und hört schliesslich ganz



auf: wir stehen am Rande einer kahlen Fläche, die sich in gleicher Weise wie bisher bis zur Thalsohle senkt. In derselben ragt eine mächtige Felsenhöhe empor, das ist die Platzkoppe von Otyitambi. Im weiten Bogen ziehen sich die Hütten der Eingeborenen um dieselbe herum. Kein Grashalm ist auf dem weiten Platze zu erblicken, nur hin und wieder starrt uns ein abgefressener kahler Busch entgegen. Dagegen ist die ganze Fläche mit Kulturspuren aller Art bedeckt, unter denen Küchenreste in Gestalt von Knochen, Hörnern etc. besonders zahlreich sind. Wir reiten weiter; inmitten des Ortes sehen wir eine für die hiesigen Landesverhältnisse grosse offene Wasserfläche — welcher Genuss für unsere Pferde, die einen strammen Ritt von elf Stunden ohne Wasser ausgehalten haben!

Aber wehe, welcher pestilenzialischer Geruch! Nur mit äusserstem Widerwillen befriedigen unsere Pferde den übermächtigen Durst. Diese für das Vieh bestimmte Wasserstelle liegt in einem Kalktuffplateau über der Thalsohle. Das Trinkwasser für Menschen wird im Flusslaufe selbst geholt.

Wir eilen dorthin, aber unsere Hoffnung auf einen angenehmen, kühlenden Trunk wurde grausam vernichtet. Ein kleines Loch von wenigen Fuss Durchmesser ist bis zu vier Fuss Tiefe niedergebracht; unten zeigt sich ein, wenige Hand breiter, Wasserspiegel oder, besser gesagt, eine Wasseroberfläche; in unangenehmer Nähe daneben kauert am Grunde des Loches auf dem nachgiebigen Sande ein Bergdamarajunge, der uns mit einem Blechgefässe mühsam das gewünschte Nass herausschöpft.

Des Morgens früh herrscht in diesem »Trinkwasser« der blosse bittersalzähnliche Salzgeschmack vor, des Nachmittags aber, wenn für die Bewohner von 250 und mehr Hütten das Trinkwasser herausgeschöpft ist, wird der Geschmack abscheulich, unerträglich. Das ist so rechte Hottentottenwirthschaft! Mit geringer Mühe könnten sie Wasser für Vieh und Menschen in einem erträglichen Zustande erhalten; aber zu solchen Zwecken rührt ein Hottentotte nicht die Hand. Sie bleiben eben so lange an einem Orte, bis die Wasserhältnisse unerträglich werden: dann ziehen sie weiter.

In diesem südlichen Theile des Kaokoveldes sah ich mehrere bis in bedeutende Tiefen niedergebrachte Wasserlöcher, die noch aus der Zeit herrühren, als die Hereró im Lande eingesessen waren. Diesen war keine Mühe, die ihrem Vieh zu Gute kam, zu gross; aber die Hottentotten liessen einfach jene Wasserstellen verfallen.

Wie gut würde sich die etwas hochgelegene Wasserstelle von Otyitambi dazu eignen, um Gärten mit künstlicher Bewässerung ein-

zurichten! Es ist diese Art des Gartenbaues im Lande nicht unbekannt. Von den Missionaren haben es die Hereró und Bergdamara gelernt; die Hottentotten verstehen es auch, aber so viel Arbeit machen sie sich nicht.

Es bleibt ihnen also für ihre Ernährung Nichts als die Erträge der Jagd und ihrer Heerden übrig. Wo aber die Hottentotten einige Jahre gehaust haben, ist das Wild vertrieben, sinnlos abgeschossen und verjagt in andere, weniger beunruhigte Striche. Die Erträge der Milch sind in der trockenen Jahreszeit, d. h. in dem grössten Theile des Jahres, sehr gering; so bleibt ihnen nur das Fleisch ihres Viehes übrig. Sie tragen denn auch kein Bedenken, je nach Laune die besten Mutterkühe wegzuschlachten.

Ebenso leichtfertig verschleudern sie ihr Vieh, wenn sie Gelegenheit haben, bei durchreisenden Händlern ihre Bedürfnisse an Kleidung und Getränken zu befriedigen. Da sie überdies keine guten Viehzüchter sind, so nehmen ihre Heerden immer wieder schnell ab. Unter ihrem Vieh haben wir nur wenige Stücke der recht schätzenswerthen Namaquarasse gesehen, die letzten Reste ihrer aus Klein-Namaqualand mitgebrachten Heerden; zumeist sah man die hohen, langhörnigen Damaraochsen oder kurzbeinigen, gedrunzenen, wohlbeleibtes Ovambovieh.

Es bleibt den Hottentotten, wenn sie selbst fortbestehen wollen, bei ihren Rasseneigenthümlichkeiten nichts Anderes übrig, als für den Fortbestand ihrer Heerden auf anderem Wege als dem der Züchtung zu sorgen: sie müssen es stehlen. Das thun sie denn auch mit Leidenschaft: der Viehdiebstahl ist ihr Element. Als ich zu den Zwartbois kam, war ich überrascht, so wenige Männer anzutreffen. In dem grossen Orte von 250 Hütten waren ausser dem Kapitän nur einige Greise und Grootmannen so wie einige wenige junge Burschen anwesend, im Ganzen etwa 30. Ich fragte den Kapitän Cornelius, der etwas Afrikaner-Holländisch versteht, gelegentlich nach der Ursache. Mit eigenthümlich verlegenem Lächeln meinte er, sie wären »jagden« gegangen, natürlich nur eine beschönigende Bezeichnung für »Vieh stehlen.« Die hier ansässigen Weissen gebrauchen für diesen Begriff den ebenfalls bemäntelnden Ausdruck »Beeste (Vieh) abschiessen.« So lange der Krieg mit den Hereró währte, brauchten die Zwartbois zu diesem Zwecke nicht weit zu gehen. Nun aber legte ihnen der verabredete Frieden doch einigen Zwang auf. Ein Theil ihrer Mannschaften hatte sich im vergangenen Jahre nach Ovamboland begeben, etwa zwei Breitengrade nach Nordosten. Aber die weiten Durststrecken hatten ihre Kräfte aufs Aeusserste erschöpft,

und die bei den Hereró stets mit Erfolg angewendeten Kniffe verfangen bei den Ovambo nicht in der gewünschten Weise; mit blutigen Köpfen wurden die Räuber heimgeschickt, Hunger und Durst thaten bei dem fluchtähnlichen Rückzuge ein Uebriges. Bei meiner Anwesenheit war die tapfere Schaar noch nicht zurückgekehrt. Weit mehr vom Glücke begünstigt soll die Hauptabtheilung des Kriegszuges gewesen sein, die bei den Nichts ahnenden wohlhabenden Negerstämmen jenseit des Kunene, etwa drei Breitengrade nördlich, eingefallen war. Die Geplünderten sitzen bereits auf portugiesischem Gebiete, während die Plünderer unter deutscher Schutzherrschaft stehen und uns sogar ihr »Land« verkauft haben.

Ich konnte wohl damit zufrieden sein, dass zur Zeit meines Besuches bei den Zwartbois so wenig Männer anwesend waren; die Plagereien und Scherereien wären sonst endlos gewesen. Meinem Wagen war ich vorausgeritten; er konnte erst am nächsten Morgen erwartet werden, selbst wenn die Nacht zum Fahren verwendet wurde. Ich ging deswegen zuerst zum Kapitän, dessen Gast ich selbstverständlich bis zur Ankunft des Wagens war. An des Kapitäns Hütte wurde mir ein besonders grosser Stuhl angewiesen; bald fand sich auch ein, was von Männern anwesend war; ein Jeder kam mit seinem Stühlchen in der Hand an. Zuerst ging es über den von mir freiwillig gespendeten Tabak her. Die wenigen vorhandenen Pfeifen wanderten von Mund zu Mund; Jeder, der einige behagliche Züge aus der kurzen Pfeife gethan hatte und von seinem Nachbar zum Weiterreichen gemahnt wurde, dampfte hastig einige kräftige Züge in die Luft, und zuletzt folgte ein langer, langer Zug, dann ging die Pfeife weiter; um diesen letzten Zug aber recht auszunützen, wurde der Rauch erst hinuntergeschluckt und nach einer Weile durch Mund und Nase ausgestossen.

Dann begannen die Unterhandlungen; dieselben machten keine Schwierigkeiten.

Ich war nicht der erste »Klippdokter«, der zu den Zwartbois kam; dann waren auch alle Minenverhältnisse durch Gesetz und Abkommen mit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika genügend geregelt.

Als es gegen Abend kühl wurde, klagten die Männer, dass sie durch ihre Kleidung gegen die Kälte zu wenig geschützt würden: »Uns is so nakend«, wie sie in ihrem schönen Afrikaner-Holländisch sagten. In der That hatten sie Alle leichte, dünne, recht billige Kleider an, die schon lange im Gebrauch gewesen sein mochten. In dieser Bevorzugung leichterer, billiger Waare, wenn dieselbe auch

nur in der ersten Zeit gut aussieht, unterscheiden sich die Hottentotten von den Hereró, die stets das Dauerhaftere vorziehen. Trotzdem liess sich gerade bei den Zwartbois eine gewisse Sauberkeit in der Kleidung nicht leugnen.

Als dann musste ich — darauf war ich schon vorbereitet — das übliche Quantum Kaffee spenden, der in der Hütte des Kapitäns bereitet und eingenommen wurde; dazu waren übrigens nur die nächsten Verwandten des Kapitäns geladen.

Diese Hottentottenhütten sind rund, hoch gewölbt und geräumig, wie bei den Hereró. Auch hier ist das Grundgerüst aus langen, schlanken Zweigen kunstvoll zusammengestellt; es ist aber nicht fest mit Lehm überdeckt, sondern nur mit leichten eigenthümlichen Matten überzogen. Binsenhalm werden an mehreren parallelen Fäden zu langen Streifen fest aneinander aufgereiht und diese Streifen dann in mehreren Lagen um das Zweiggerüst gewickelt. Sie bilden so eine ziemlich dichte Hülle, die zur Regenzeit durch das Quellen der Halme noch dichter wird. Der Verschluss der ziemlich geräumigen Thüröffnung wird durch einige Ochsenhäute bewerkstelligt.

Im Innern ist der Boden festgestampft; unmittelbar vor der Thüre ist eine kleine, wenig erhöhte Feuerstelle aus Lehm angebracht. Um diese Feuerstelle herum waren die Felle ausgebreitet, auf welchen wir Platz nahmen.

Es war ein eigenthümliches Bild, das ich dort in der Hütte beim flackernden Scheine des offenen Feuers zu besichtigen Musse genug hatte. Der Kapitän hatte es sich bequem gemacht und lag lang ausgestreckt auf seinem Ochsenfelle, die nackten Fusssohlen dem wärmenden Feuer zugekehrt; hinter ihm ruhte seine leidende Frau, eine verhältnissmässig schlanke Hottentottin von krankhaftem, aber sympathischem Gesichtsausdrucke. An ihrer Stelle bewirthete die Gäste eine ältliche Schwester des Kapitäns, die bald mit den Kaffeekannen hantirte, bald ihren zuweilen unruhigen Säugling besorgte, bald aus einer kurzen geraden Steinpfeife mit unnachahmlicher Grazie einige tiefe Züge that — Alles dieses mit einer Behendigkeit der Bewegungen und einem Wechsel des Mienenspiels in dem etwas gefalteten Antlitze, dass ich lebhaft an die Schimpanse unserer zoologischen Gärten erinnert wurde. Bei der Kaffeebereitung selbst ging es übrigens ziemlich reinlich her, und da ich als Weissler zuerst berücksichtigt wurde, konnte ich mir den Kaffee schon gefallen lassen. Die übrige Gesellschaft unterhielt sich laut und ohne jede Schen in rosigster Stimmung ob des so lange entbehrten Kaffeegenusses.



Als mein Wagen gekommen und mein Zelt aufgeschlagen war, versäumte der Kapitän nicht, mich, falls ich zu Hause war, täglich mit Gegenbesuchen zu beehren; jedesmal blieb er lange, oft stundenlang sitzen, bis er das erlösende Wort gefunden hatte: eine ganz im Geheimen ausgesprochene, immer von neuen besonderen Vorwänden begleitete Bitte um Wein oder Cognac; als er wusste, dass meine Vorräthe knapp zu werden begannen, begnügte er sich mit einem Gläschen.

Der Kapitän Cornelius, obwohl noch ein junger Mann, ist krank und schwächlich und geniesst kein besonderes Ansehen unter seinen Stammesangehörigen. Desto grösseren Einfluss besitzt sein Oheim, der alte Petrus Zwartboi, ein energischer Mann, aber zugleich ein durchtriebener Fuchs, ein rechter Hottentott. Es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn einmal die Nachricht käme, Cornelius wäre irgend welchen Todes gestorben, und Petrus hätte selbst auf seine alten Tage noch die Kapitänschaft übernommen.

Trotz ihrer üblen Gewohnheiten sind übrigens die Zwartbois gute Christen. An ihrem vorherigen Aufenthaltsorte Ameib bildeten sie eine grosse Gemeinde mit einem eigenen weissen Missionar, der sie aber auf ihrer letzten Wanderung nicht begleitete. So wird denn jetzt allsonntäglich ihr Gottesdienst von einem ihrer eigenen Leute, einem sogenannten Schulmeister, abgehalten. So nennt man hier die eingeborenen Aussenposten-Missionare. Es giebt ihrer Viele im Lande; an entlegenen Orten vertreten sie den Missionar, an den Missionsstationen selbst fungiren sie als Organisten und Gehülfen der Missionare in Schule und Haus. Sie werden in der Regel im Hause eines Missionars erzogen und erhalten ihre Ausbildung in einer besonderen Anstalt in der Kapkolonie.

Der alte Timotheus bei den Zwartbois hat allerdings wegen Kränklichkeit, wie er angiebt, nur wenig den Unterricht am Kap genossen, nichtsdestoweniger schmettert er am Sonntag seine Predigt mit einem Feuer hinaus in die freie Natur über die Köpfe der andächtig vor ihm auf der Erde im Schatten eines Anabaumes hockenden Gemeinde hinweg, dass man einen geschulten Redner in ihm vermuthen könnte.

Aber die Namaqua sind geborene Redner. Ihre Sprache ist, wie mir scheint, für diesen Zweck unvergleichlich; ich kann mir nicht denken, dass in einer Kultursprache mit soviel Ausdruck und Nachdruck gesprochen werden kann. Die vielfach starke, konsonantische Endigung der Wörter giebt dem Ganzen etwas Kräftiges, Festes; der überaus wechselvolle Tonfall veranlasst eine grosse Beweglichkeit und Schmiegsamkeit. Die der Hottentotten- und Buschmanns-

allein eigenthümlichen, so merkwürdigen Schnalzlauten oder »Klixen« stören dabei keineswegs, sondern dienen nur dazu, den Ausdruck noch wechsellvoller zu machen, und ein laut schallendes »Palatale«, erdröhnend wie ein Peitschenknall, verstärkt den Nachdruck ungemein. Eigentlich schön kann man die Sprache nicht nennen, und zum Gesange mag sie sich nicht gut eignen. Eigenthümlich klingt es, wenn eine Namaquagemeinde in geschlossenem Kirchenraume singt und dann die »Klixen« unisono von hundert Hottentottenkehlen erschallen.

Die christliche Erziehung durch die Missionare ist noch nicht im Stande gewesen, die alten heidnischen Gebräuche ganz zu verdrängen. Gerade die Zwartbois stehen in dem Rufe, den nationalen heidnischen »Rietanz« am ursprünglichsten bewahrt zu haben. Der Name kommt von dem dabei gespielten Musikinstrumente, das aus Riet, Schilfrohr, angefertigt ist.

Weissen zu Ehren, die sie anbetteln können, führen die Zwartbois immer gern einen festlichen Rietanz auf, und so wurden auch wir, einige englische Händler, die sich inzwischen auch in Otyitambi eingefunden hatten, und ich, mit dieser zweifelhaften Huldigung bedacht. Da die Anzahl der anwesenden jungen Burschen zu gering war, so halfen die bei unseren Wagen angestellten Hottentotten und Bastards aus.

Der Tanz begann am Abend beim Scheine eines flackernden Feuers. Ein Theil der jungen Burschen stellt sich mit den Rohrtuten mitten auf dem Platze in einen Kreis, mit dem Rücken nach aussen; die Weiber hocken rings herum am Boden, die anderen Männer stehen zunächst in gleichgültigen Gruppen. Ordnungslos beginnen nun die im Kreise stehenden Musikanten in die je nur auf einen Ton gestimmten Tuten zu blasen. Die Töne folgen allmählich schneller aufeinander; endlich ist ein gewisser Rhythmus zu erkennen. Einzelne Frauen hüpfen aus der umgebenden Menge, schlagen wie zur Erinnerung den Künstlern auf die Schultern und hüpfen ebenso tanzelnd wieder zurück. Das ist die Einleitung; dann beginnt der eigentliche Tanz. Die Instrumente werden nun in einer gewissen Reihenfolge gespielt; der Bläser stampft dabei mit dem Fusse auf und neigt den Oberkörper im Takte vornüber. Die Sache wird immer lebhafter; die Frauen fangen an, einzeln oder in Gruppen in eigenthümlich tanzelnden Schritten um den Kreis der Musikanten herum zu schwärmen, singen oder schreien vielmehr dazu eine sehr eintönige, stets wiederkehrende Melodie und schlagen, immer weiter tanzelnd und sich verbeugend, mit den Händen den Takt. Der Lärm wird immer lauter, das Getümmel immer bunter. Jetzt mischen sich auch

die umstehenden Männer in das Gewirre; ein Jeder fasst eine Partnerin oder gleich mehrere vorn an den Schultern und schreitet, hüpf, tänzelt oder trippelt in ähnlicher Weise im Kreise herum. Sie machen dabei eigenthümliche, fast krampfartige Bewegungen mit Armen und Beinen. Die Frauen sind entweder in europäisch aussehende Gewandung gekleidet, oder sie haben nur einen Rock an und tragen den Oberkörper mit einem Tuche oder auch nur mit einem Ochsenfelle verhüllt.

Der Text zu den Gesängen ist dem gewöhnlichen Leben und den jüngsten Ereignissen bei den Zwartbois entnommen, handelt also zumeist von Krieg und Ochsenstehlen.

Der Tanz war indess noch nicht so recht im Schwunge, die Tänzer verloren sich wieder, die Musikanten pausirten. Da trat Cornelius hinzu und hieb mit seinem langen Kapitänsstabe auf die Musikanten und auf die auseinanderstiebenden Weiber ein. Da begann man von Neuem; man tanzte sich warm, und der Trubel wurde immer grösser. Auch an Abwechslung fehlte es nicht. Es öffnete sich der Kreis der Bläser, sie marschirten mit demselben Fussstampfen und den gleichen Körperbewegungen in einer Reihe, von je einer Frau begleitet, schritten hinüber und herüber, wickelten sich in eine Spirale ein, trennten sich in zwei Reihen, kurz es kamen Touren zu Stande, die unseren Contre- und Polonaise-Figuren auf ein Haar glichen. Nur hat bei den Hottentotten jede dieser Figuren Etwas zu bedeuten. Der Sinn ging aus den begleitenden Gesängen hervor, die ich mir deuten liess: die Männer schleichen nach einem feindlichen Posten, holen das Vieh, durch die Frauen dargestellt, hinaus, führen es hinweg, entzweien sich darüber, es kommt zum Streit; der Feind kommt nach, nimmt das geraubte Vieh wieder ab, es werden Gefangene gemacht und wieder ausgewechselt und dergl. mehr in endlosen Variationen. Alle diese Vorgänge werden durch entsprechende Tanz-touren angedeutet. Auch Familienereignisse werden in ähnlicher Weise symbolisch dargestellt.

Nach Schluss des Tanzes kam eine Kaffeepause; ich musste meine Vorräthe dazu hergeben, eine ältere Matrone übernahm das Amt der Zubereitung und Vertheilung. Tassen waren freilich nicht vorhanden; nur einige henkellose, starke, bunte Steingutschalen, sog. Kommetjes, die hier sehr gebräuchlich sind, gab es, und diese wanderten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Der Kapitän aber und sein Stab erbaten sich von mir einen kräftigeren Schluck. Der Mond war aufgegangen, der Tanz begann von Neuem, und unermüdlich ging

es mit immer grösserem Lärmen, immer grösserem Eifer die ganze Nacht hindurch. Als ich am nächsten Morgen etwas spät aus meinem Zelte kam, hatten sie eben erst aufgehört.

Die Händler schlachteten zum Entgelt eine Kuh; Jung und Alt war man bestrebt, ein möglichst gutes Stück für sich zu erhaschen. In unglaublich kurzer Zeit war auch der letzte Rest verschwunden, nur hier und da sass ein kleiner Bergdamarajunge hinter einem Busch, bemüht, einen erbeuteten Knochen zwischen zwei Steinen zu zertrümmern, um das geschätzte Mark zu gewinnen.

Uebrigens muss ich bemerken, dass Timotheus, der Schulmeister, an diesen heidnischen Orgien nicht Theil nahm, sondern als einzige Ausnahme im ganzen Orte sich würdevoll zu Hause hielt. Dafür spielte seine Gattin an dem Feste eine Hauptrolle; sie war die oben genannte Matrone, welche sich der Kaffeebereitung unterzog.

So hatte ich während der Dauer meines Besuches in Otyitambi keinen besonders unangenehmen Aufenthalt daselbst, allerdings hauptsächlich in Folge des Umstandes, dass die Hauptplagegeister abwesend waren. Andere, namentlich durchreisende Händler, haben sich bitter beklagt über das zudringliche, selbst freche Benehmen, das sie sich von den Zwartbois haben gefallen lassen müssen.

Die Hottentotten sind übrigens besonders in der Zubereitung des Leders sehr geschickt. Die Häute von Antilopen etc. wissen sie ausgezeichnet zu gerben. Aus den dickeren Häuten werden Riemen geschnitten, die dünneren werden zu Felldecken, Karossen verarbeitet.

Zur Zeit meiner Anwesenheit im Lande nahmen die südlicher wohnenden Hottentotten das Hauptinteresse in Anspruch. Ich selbst kam mit Leuten des Jan Jonker Afrikaner, dem Sohne des einst mächtigen Herrschers im ganzen Lande, ferner mit der Rothen Nation (Rooie Natie) unter Manasse von Hoachanas und endlich mit Hendrik Witboi in Berührung.

Bei diesen südlichen Stämmen gab es alle Augenblicke Kampf und Streit; von dort her konnte man täglich überraschende und aufregende Nachrichten gewärtigen.

Unser Schutzgebiet ist so recht das Land der (Stories), der Gerüchte. Bei den überaus mangelhaften Verkehrsverhältnissen erhalten die zerstreut im Lande angesiedelten Weissen — Händler und Missionare — wochenlang, ja oft Monate hindurch keine sichere Nachricht über die Ereignisse, die das Interesse der Landesbewohner hauptsächlich in Anspruch nehmen. Eine leicht begreifliche Aufregung bemächtigt sich der Weissen wie der gebildeteren Eingeborenen



eines Ortes, wenn sich die Nachricht von der Ankunft eines Ochsenwagens oder eines »Pferdereiters« verbreitet; kann man doch endlich einmal Neuigkeiten erwarten. So unzuverlässig solche mündliche Berichte auch sind, lässt man sich dieselben doch immer wieder erzählen; obwohl man unter den Ochsentreibern, welche gelegentlich Frachten besorgen, notorische Lügner kennt, hört man auch die wundersamen Märchen dieser Leute an, um sich wenigstens über den möglichen wahren Kern der Erzählungen den Kopf zu zerbrechen.

»Was giebt es Neues?« »Was macht Hendrik Witboi?«

Das waren sicher die ersten Fragen, die man an den Ankömmling richtete, bis zu der Zeit, da Maharero's bedrohliches Verhalten gegen die Deutschen in den Vordergrund getreten war; so mag die Frage auch jetzt wieder lauten, wo, wie es scheint, die Herrschaft Maharero's zu zerbröckeln anfängt und die Hottentotten sich diesen Umstand zu Nutzen machen werden.<sup>1)</sup>

Hendrik ist als Nachfolger seines Vaters Moses in der Kapitänschaft über die Witboi ein geborener Kapitän, worauf er sich Viel zu Gute thut. Im Hause eines Missionars erzogen und zum »Schulmeister« ausgebildet, ragt er an Bildung und Gesittung weit über die Mehrzahl seiner Rassengenossen hinaus. Seines Vaters »Residenz« war Gibeon, eine Missionsstation etwa mitten in Gross-Namaqualand; jetzt ist der Platz seit Jahren verlassen und verödet. Hendrik hatte in wechselreichen Kriegszeiten entlegene und sicherere Wohnplätze aufgesucht. Seine unzweifelhafte geistige Ueberlegenheit erregte die Eifersucht der übrigen Namaqua-Kapitäne, und neben den gelegentlich ausgeführten »Kriegszügen« in das Damara-land zerrütteten heftige Bruderkämpfe das Land der Hottentotten. Als wir von Walfischbai aus in das Land hineinreisten, wurden uns an jeder neuen Haltestelle, wo wir überhaupt Menschen trafen, neue Kriegsthaten Hendrik's erzählt. Sein Hauptgegner war damals Paul Vister (eigentlich Visscher), ein Griqua-Hottentotte, der in das Land gekommen war und nun mit einer Schaar meist zusammen gelaufenen Gesindels sich erfolgreich gegen Hendrik behauptete. Alt eingesessene Namaquakapitäne hatten schon begonnen, mit dem glücklichen Gegner Hendrik's mehr oder weniger heimlich in Unterhandlungen zu treten. Auf einmal hiess es, es habe ein entscheidendes Gefecht zwischen Hendrik und Paul stattgefunden. Nach einer Nachricht war Hendrik besiegt und gefallen, nach der anderen Paul Vister. Die letztere Nachricht bestätigte sich.

<sup>1)</sup> Ende 1889.

Hendrik hatte seine Gegner zerstreut, ihr Vieh und ihre Wagen erbeutet, und die ganze Korrespondenz, die Hendriks Nachbarn mit Paul Vister geführt hatten, fiel in die Hände des Siegers.

Am Meisten belastet wurden die beiden angeblich im ernsthaftesten Einvernehmen mit Hendrik lebenden Nachbarn: Manasse von Hoachanas und Jan Jonker Afrikander.

Letzterer, deswegen feierlichst zur Rede gestellt, suchte sich freilich herauszureden: er habe Paul Vister nur in eine Falle locken wollen, um ihn dann seinem Freunde und Bruder Hendrik zu Liebe desto sicherer ins Verderben zu bringen.

Die Redensarten Jan's wurden einstweilen hingenommen: aber mit Manasse kam es zum Kampfe. Die Angehörigen Paul Visters, sowie die zersprengten Reste seiner Schaaren hatten sich bei Manasse eingefunden, um mit diesem den Kampf gegen Hendrik weiter zu führen.

Ich kam im September 1888 nach Rehoboth, der Niederlassung der Bastards, gerade als die ersten bestimmten Nachrichten über die Kämpfe zwischen Hendrik und Manasse in der Nähe von Hoachanas dahin gelangt waren. Leider sind auch die Berichte der Weissen und ganz besonders die der Missionare mit Vorsicht aufzunehmen; ein Jeder von ihnen lebt begreiflicherweise nicht nur in, sondern auch für seine Gemeinde.

Aus Allem liess sich indess entnehmen, dass der Kampf nicht entscheidend gewesen war. Manasse hatte zum Theil mit deutschen Waffen, die ihm unter Berücksichtigung der bestehenden Verträge zum Schutze des Platzes überlassen waren, gekämpft; sein Verlust war aber doch bedeutender als der Hendriks.

Die Rehobother Bastards waren bei diesen Ereignissen sehr interessirt; Hendriks Werft, Hornkranz, ist der nächste bewohnte Platz im Westen, einen Tagesritt von Rehoboth entfernt, und Hoachanas, drei Tagereisen weit, der nächste nach Süden.

Ich war auf einem seit Jahren nicht befahrenen, abgelegenen Gebirgswege nach Rehoboth gekommen; die Nachricht von meiner Ankunft und mehr noch diejenige von meiner nachfolgenden Ochsenkarre, auf der man allerlei brauchbare Dinge vermuthete, hatte sich schnell verbreitet. Bald kamen denn auch zwei Abgesandte Hendriks, hoch zu Ross, den Gürtel voller Patronen, um einmal nach jenen brauchbaren Dingen Umschau zu halten. Sie wüssten zwar ganz gut, dass ich nicht als Händler gekommen sei, aber sie bäten mich dringend, ihnen doch zu helfen. Hauptsächlich hatten sie wohl auf Munition gerechnet. Damit konnte ich ihnen nun nicht dienen, wohl aber mit Kleidern und Decken, die sie ebenfalls lebhaft begehrten.

Sie bezahlten übrigens bereitwillig; es fiel ihnen nicht schwer, sich von dem als Bezahlung gebotenen Vieh zu trennen.

Die Verhandlungen wurden namentlich von dem einen der beiden Kriegshelden, Keister (eigentlich: Kaizer -- Kaiser), geführt, einem Griqualänder, der sich mit Stolz als Ohm des »Kapitän« bezeichnete, einem Kerl mit echter Hottentotten- (Galgen-) Physiognomie, aber mit unbezwinglicher, lebhaftester Liebenswürdigkeit -- beim Handeln und Feilschen. Sein Gefährte, Zaal (wohl Zadel), obwohl nach Sprache und Verhalten Hottentotte und zwar Keiner von den klügsten, überraschte durch den fast rein teutonischen Typus seines Kopfes; seine Aeusserungen beschränkten sich auf die wiederholte und nachdrückliche Bestätigung der Ausführungen seines fast possirlich beweglichen Genossen. Am lebhaftesten war ihr Verlangen nach Kaffee; das konnte ich aber nicht befriedigen, weil ich selbst für meine Leute nicht genug hatte. Von meinen Gründen liessen sie sich immer mit der grössten Bereitwilligkeit überzeugen, was bei einem Hereró, beiläufig bemerkt, so ziemlich unmöglich sein möchte; aber Keister kam doch immer wieder und bat und schmeichelte und schob mir zuletzt 4 M. für einen Becher (etwa ein Pfund) Kaffee unter die Hände; aber es half Nichts -- mit schwerem Seufzer liess er endlich ab. Für seinen Kapitän hatte er noch einen besonderen Wunsch: eine Flasche »Medicin«, wie er mit schlauem Augenblinzeln sagte; als ich einwandte, ich hätte doch gehört, Hendrik als einzige Ausnahme unter allen Namaqua-Kapitänen trinke keinen Brantwein, meinte er, Brantwein als solchen trinke er auch nicht, wohl aber hin und wieder etwas als »Medicin«! Nun, die Hauptsache war wohl die Hoffnung, dass der in der That nüchterne Hendrik als huldreicher Kapitän auch seinem getreuen Keister einen Antheil an der »Medicin« gönnen würde.

Ein jüngerer, besonders intelligenter Bastard, Hans Diergart, der mit Recht das besondere Vertrauen des deutschen Reichskommissars genoss, benutzte die Gelegenheit der Rückkehr dieser beiden Abgesandten, um Hendrik in einer politischen Mission einen Besuch abzustatten, und ich schloss mich ihm an, um in diesem Theile des Gebietes für meine Zwecke thätig zu sein. So ritten wir denn, die beiden Hottentotten, Hans Diergart und ich, auf Umwegen nach Hornkranz, die Ersteren unablässig das geladene Gewehr mit gespanntem Hahne in der einen Hand. Die Unterhaltung unterwegs führte natürlich Keister; das unerschöpfliche Thema waren die letzten Kämpfe bei Hoachanas, und der Angelpunkt, um den sich alle Erzählungen drehten, war die eigene Furcht und Bangigkeit Keister's, die er mit gutmüthigem

Humor in das rechte Licht zu setzen suchte; es war dies aber nicht etwa im Scherze gemeint, sondern völlig ernst und wurde von den Anderen ebenso hingenommen, denn das »Bangesein« ist keine Schande. So sind denn auch die Hottentotten beinahe so feige wie die Hereró.

Einträchtig schliefen wir bei einem »Viehposten« Hans Diergarts in einer Reihe hinter einem Busche, den Sattel als Kopfkissen, die Satteldecke zum Schutze gegen die empfindliche Nachtkälte über die Füsse gebreitet.

Gegen Abend des nächsten Tages näherten wir uns Hornkranz. Wasserrisse bilden zahlreiche flache Einschnitte in das steinige Gelände, und auf den flachen Terrainwellen ist etwas Graswuchs und wenig niedriges Buschwerk der einzige Schmuck. Längs der felsigen Flussbetten ist Letzteres etwas höher und üppiger. Die Aussicht über das Land ist unbedeutend; die wegen ihrer ausserordentlichen Steilheit sehr hoch erscheinenden Berge, die wir am Morgen passirt hatten, waren kaum mehr sichtbar. Nur in weiter Ferne zeigte sich der mächtige Kansberg, ein grosser, isolirter Tafelberg in einem Gebirgslande von ausschliesslich gerundeten Gneisskuppen. Er ist so recht das Wahrzeichen dieses nordwestlichen Theiles von Namaqualand, der unbezwingliche Schlupfwinkel der Jan Jonker'schen Schaaren. Hier und da sahen wir hirtelos weidende Pferdekoppeln und Viehheerden; ich fragte meine Begleiter nicht, ob dieselben von der Paul Vister'schen Bente oder von dem letzten »Feldzuge« ins Hereróland herrührten. Als wir dann nach einer Wendung des Weges den Ort plötzlich vor uns sahen, mussten wir nach Keister's Anordnung im Gänsemarsch hineinreiten.

Auf den flachen, felsigen Hügeln liegen dort weitläufig zerstreut über 200 Hütten, runde Pondoks, nicht so gleichmässig aufgeführt, wie ich sie bei den Zwartboi gesehen hatte; einige waren mit Lehm bekleidet, andere mit Matten oder nur mit Laubwerk. Mehrere Wagen zwischen den Hütten deuteten auf den Erfolg der letzten beutereichen Kämpfe. Zahlreiche ältere Wagen, die in Hendriks Hände gefallen waren, waren ohne Weiteres verbrannt worden.

Besonders auffällig war mir eine meterhohe Steinmauer, die sich um den ganzen Ort zog. Die Hottentotten sind grosse Liebhaber von solchen »Schanzen« und haben eine förmliche Wissenschaft dafür geschaffen; wenigstens haben sie mehrere verschiedene Kunstdrucke für die einzelnen Schanzenformen.

Sie schiessen nicht gern im freien Felde, suchen womöglich einen Stein oder Baumstumpf als Deckung und so können sie den ganzen Tag über aufeinander schiessen, ohne dass die Gegner

auf Schnusweite sich genähert haben. Ein grösserer Verlust an Kriegern wird im Allgemeinen weniger in diesen vorher angesagten offenen »Feldschlachten«, als bei gelegentlichen Ueberfällen und in einem Hinterhalte dem Feinde beigebracht.

Durch eine Lücke in der Mauer ritten wir, von einem Thorwächter empfangen, hinein in Hendriks Feste und wurden zu dem Berathungsplatze geführt. Zwischen dem Pondok des Kapitäns und einer grossen viereckigen Laubhütte standen einige Wagenkisten und Stühle, auf denen ich und Hans Diergart Platz nahmen.

Jene Laubhütte dient als Kirche, in der allsonntäglich von dem ebenfalls zum Schulmeister ausgebildeten ältesten Sohne Hendriks Gottesdienst abgehalten wird. In einem Ochsenwagen daneben stand ein dem Kapitän gehöriges Harmonium, das der junge Hendrik ebenfalls zur Begleitung der Hottentotten-Kirchengesänge zu spielen verstand.

Schon bei meinem Eintritt hatte ich bei einer primitiven Feldschmiede einen Knäuel stehender, kauender, liegender Männer bemerkt. Als wir nun Platz genommen hatten, entstand eine gewisse Bewegung in diesem Knäuel: er fing an, sich zu entwirren und zu entwickeln und »achter makar« (eigentlich achter elkander = hintereinander), also im Gänsemarsch, so wie wir hineingeritten waren, marschirte die ganze Schaar nun in mehreren Schlangenwindungen auf und zuletzt an uns vorüber.

Etwa neunzig schwielige Hände von den verschiedensten Farbentönen, an denen nicht immer die blosse Natur Schuld war, musste ich drücken. Die Hauptpersonen fanden sich dann wieder bei uns ein, mit ihren Stühlchen in der Hand, und nach und nach waren wir von einer zahlreichen hockenden und sitzenden Menge umgeben.

Ehe die Verhandlungen begannen, hatte Hans Diergart Zeit, mir die Hauptpersonen zu zeigen. Der Kapitän wurde einstweilen durch seinen Unterkapitän vertreten; der »Magistrat«, eine Art Exekutivperson, war der Wächter, der uns am »Thore« empfangen hatte, und der »Feldcornet«, ein jüngerer Bursche mit einer langen Straussenfeder auf dem abgetragenen Hute, war in eifrigster Unterhaltung mit Keister begriffen. Diese behördlichen Persönlichkeiten fehlen in keinem Hottentotteneste, und wenn es noch so klein ist.

Die Kleidung der übrigen Menge war höchst nachlässig, die der Hauptpersonen europäisch. Die Physiognomien waren überaus mannigfach. Es wurde behauptet, Hendriks Krieger wären alle von seinem Stamme, dem der Witbois, aber bei näherem Nachfragen ergab sich, dass der reine Witboistamm sehr zusammengeschrumpft ist; die Mehrzahl der damals von mir gesehenen Krieger war auch nur zusammen-

gelaufenes Gesindel, das sich unter den Fahnen des siegreichen Hendrik zusammengefunden hatte.

So schlecht die Leute gekleidet waren -- bei besonderen Gelegenheiten sehen sie übrigens besser aus -- einen Hut hatte doch fast ein Jeder, und ausnahmslos war um den Hut ein weisses Tuch geschlungen; das ist der Witkamm, das phantastische Erkennungszeichen der Krieger und Anhänger Hendriks, das Wahrzeichen von seinen unschuldsvollen, »reinen« Absichten. Wenn Hendriks Schaaren im Anzuge sind, so heisst es gleich: der ganze »Witkamm« kommt. Seine Leute sind stolz auf diese Bezeichnung, stolz auf das weisse Tuch, wie sie es auch auf ihren Kapitän selbst sind. Dabei ist er eigentlich ein gestrenger Herr; er ist der einzige Hottentotten-Häuptling, der auf stramme Mannszucht zu halten weiss. Seine Vorschriften für den Kampf sind durchaus human: auf Frauen, Kinder und Vieh darf nicht geschossen werden, selbst wenn die Gegner diesen Befehl Hendrik's ausnützen und sich hinter Frauen und Kinder verstecken. Diese Menschenfreundlichkeit Hendrik's sticht sehr wohlthuend ab gegen die Greuel, die bisher in den Kriegen ebenso bei den Hottentotten wie bei den Herero üblich waren; auch das Christenthum hatte an diesen Gewohnheiten Nichts geändert, ausser eben bei Hendrik. Auch ist er der Einzige seiner Rasse und seines Ranges, der die bei Händlern entnommenen Waaren auch wirklich bezahlt<sup>1)</sup>. Bei den andern Hottentotten-Häuptlingen ist es gebräuchlich, den durchreisenden Händlern die erwünschte Waare »auf Schuld« abzukaufen und die Bezahlung hinterher zu vergessen.

Als ich Hendrik Witboi, vor dessen Namen schon die Herero erzittern, in die Versammlung eintreten sah, war ich erstaunt, ein so einfaches, gutmüthiges Gesicht ohne besonderen Ausdruck von Energie oder Intelligenz zu erblicken. An den darauffolgenden Verhandlungen nahm er wenig Theil; sie wurden hauptsächlich zwischen Keister und Hendriks »Feldcornet«, seinem Sprecher und Adjutanten, geführt. Es handelte sich diesmal nur um die Erfahrungen, die Keister in Rehoboth über die allgemeine Lage der Dinge und die neuesten »stories« gemacht hatte.

Keister war auch hier wieder Herr der Situation: er stellte Alles so humoristisch dar, dass er fortwährend die Lacher auf seiner Seite hatte, was ihn natürlich dazu berechtigte, sich bald von jenem bald von diesem die wohlgefallte Tabakspfeife leihweise auf einige kräftige Züge reichen zu lassen. Die eigentlichen politischen Verhandlungen, bei denen ich nur als Zuhörer fungirte, fanden erst des

<sup>1)</sup> Wenigstens bis 1889.



Abends im trauteren Kreise, in unserem Pondok am lodernen Heerdfeuer und bei wohlzubereitetem Kaffee statt, den natürlich ich hatte spenden müssen.

Diese Unterhandlungen waren mir in mehr als einer Beziehung interessant. Obwohl Hendrik ganz gut holländisch spricht und versteht, verhandelte er nicht mit Hans Diergart direkt, sondern bediente sich des Hottentottischen, dessen Hans Diergart nicht mächtig war; der junge Hendrik musste als Dolmetscher fungiren.

Es entspricht dies einer Sitte, die in Afrika auch unter den Negern sehr weit verbreitet ist. Einmal ist es nicht mit der Würde eines Häuptlings vereinbar, so unmittelbar mit Fremden zu unterhandeln, und dann giebt dies Verfahren den farbigen Politikern hinreichend Zeit zum Ueberlegen, um möglichst »diplomatisch« antworten zu können. Das that denn Hendrik auch mit jener eigenthümlichen Namaqua-Beredtsamkeit, und Hendrik filius, der Schulmeister, suchte es ihm in seinem schönen Holländisch, das eher an Bremer Platt erinnerte, nachzumachen.

Die vielen und langen Reden Hendriks waren von einem eigenthümlich »frommen« Geiste durchweht. Er betrachtet sich als das von Gott gesandte Werkzeug zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Damara- und Namaqua-Lande. Dieser Auffassung entspricht denn auch die Ausdrucksweise, die der biblischen Geschichte des Alten Testaments entnommen ist. Diese »Prophetenwirthschaft«, wie Pechuel-Loesche es nennt, ist seit Jahren bei den Hottentotten gebräuchlich.

Der »Inhalt und Gedanke seines Werkes«, so viel wurde mir aus Hendriks Reden klar, ist nun einfach der, alle Hottentotten des Namaqualandes unter seinem »Scepter« zu vereinigen — dazu muss er natürlich erst alle anderen Häuptlinge beseitigen oder unterwerfen —, um dann als Führer aller Hottentotten den alten Rassenkrieg gegen die Herero wieder aufzunehmen; Letzteren war sein Vater unterlegen, und ihm selbst war in seiner Jugend von denselben übel mitgespielt worden. Freilich wenn diese Pläne Hendriks zur Ausführung gelangen sollten, wird es noch Jahre langer Kämpfe bedürfen; aber dann wäre es ihm vielleicht möglich, wenigstens unter den Hottentotten geordnete Verhältnisse herbeizuführen.

Die augenblicklichen Zustände unter den Hottentotten sind allerdings, wie Hendrik mit Recht klagt, heillos. Viele Kapitäne haben bei ihren eigenen Leuten alle Autorität eingebüsst; zahlreiche Freibeuterschaaren, sogenannte »Rebeller«, haben sich von ihren angestammten Kapitänen losgemacht und durchstreifen auf eigene Faust das Land. Diese Rebeller sind es auch allein, die dem

einzelnen Reisenden im Namaqualande gefährlich werden können. Die Kapitäne selbst sind höchstens zudringlich und unbequem: vor den Weissen haben sie doch immer noch einigen Respekt. Das Schlimmste, was Einem passiren kann, ist, dass sie den Wagen abladen und nach Belieben unter den Vorräthen des Reisenden Auswahl halten: dann lassen sie ihn weiter ziehen.

Hendriks Hauptgegner, Manasse von Hoachanas, kam eine Woche nach meinem Besuche bei Hendrik mit seinem ganzen Orlog, d. h. seiner Kriegsmacht, nach Rehoboth, um die dortigen Bastards zu bewegen, sich ihm anzuschliessen. Aber sie wollten es nicht mit dem aufgehenden Sterne verderben; auch waren bei ihnen die Sympathien für den »Edelmüthigen« Hendrik bereits so eingewurzelt, dass sie Manasse ziemlich kurz abwiesen. Ueberdies ist Manasse selbst keine vertrauenerweckende Persönlichkeit. Von allen durch Hoachanas reisenden Händlern hatte er hohe Durchgangszölle erpresst; er gehörte zu denjenigen, die viel »auf Schuld« kauften und nicht bezahlten: zudem soll er sich den Weg zur Kapitänenschaft nur dadurch geebnet haben, dass er seinen Vorgänger beseitigte. Seine Mitschuldigen beeinträchtigen nun die Festigkeit seiner Stellung, und er schwebt fortwährend in Gefahr, in gleicher Weise aus der Welt geschafft zu werden.

Die Bastards suchten sich ihn und seinen Orlog — etwa 200 Mann mit 90 Reitern sollen es gewesen sein — möglichst bald vom Halse zu schaffen; so trieb sich denn die Gesellschaft zunächst ohne Zweck und Ziel an den benachbarten Wasserstellen umher, wo ich sie bei meinen Ausflügen antraf. Sie lagen in regellosen Haufen unter den schattigsten Bäumen, an denen Hammel- und Ochsenviertel hingen. Als Abzeichen trugen Alle ein rothes Tuch — im Gegensatz zu dem weissen Tuche, dem Witkamm — um den Hut geschlungen. Auf den benachbarten Höhen traf ich nach allen Seiten als Vorposten fungirende Bergdamara an. Ich selbst blieb unbehelligt; höchstens bettelte mich der eine oder der andere Haufe etwas zudringlich um Tabak an. Nach einigen Tagen zog das Kriegsheer wieder heimwärts. Wie ich nachträglich erfuhr, hat Hendrik später mit den Bastards ein Schutzbündniss abgeschlossen.

So mehrte sich täglich der Einfluss Hendriks. Die Zahl seiner Krieger, Pferde und Wagen nahm andauernd zu, und er kam dem Ziele seines Ehrgeizes, die hervorragendste Stellung unter den Hottentotten-Häuptlingen zu erringen, immer näher, während der eigentliche Erbe der Namaquaherrschaft, Jan Jonker Afrikander immer mehr in den Hintergrund trat. Sein eigener Stamm war fast ausgestorben, seine Schaaren waren mehr als die der anderen Häuptlinge zusammen-



gelaufenes Gesindel, und seine einzige Macht bestand fast nur noch in seiner Herrschaft über die wie die Paviane lebenden Bergdamara der öden Gebirgsländer um den Kansberg. Alljährlich führte er seine Kriegszüge ins Hereroland aus, d. h. unversehens überfiel er einige Viehposten und trieb in Gewaltmärschen das geraubte Vieh durch die wasserlose Wüste nach seinen Schlupfwinkeln. Allemal nach einem solchen Diebstahle sollte, wie böswillige Zungen behaupten, in Walfischbai das Ochsenfleisch besonders billig sein. An Muth fehlte es Jan nicht; oft war er bei Gelegenheit einer Belagerung von Otyimbingue Nachts allein in den feindlichen Ort eingeschlichen, um zu kundschaften. Aber noch bekannter, fast sprüchwörtlich geworden ist seine Treulosigkeit. Seinen Bundesgenossen im Kampfe liess er sicher stets die gefährdetste Stellung einnehmen, und mehr als einmal liess er ihn gerade im entscheidenden Augenblicke im Stich, zog sich in eine sichere Stellung, auf einen Hügel oder hinter Schanzen zurück und sah als unbetheiligter Zuschauer dem Kampfe zu. Seine Absicht, durch eine solche Politik die ehemalige Herrschaft seines Vaters wiederherzustellen, war durch Hendriks gemässigt, kluges Vorgehen durchkreuzt worden.

Inzwischen ist nun auch Jan Jonkers Schicksal entschieden worden: Hendrik, unerschütterlich in der Verfolgung seiner Pläne und Absichten, hat nun auch ihn für die vielfachen Verräthereien bestraft und ihm ein Ende bereitet wie einst Paul Vister. Auch Jan Jonker fiel von Hendriks Waffen.

Der Nächste wäre Manasse von Hoachanas; dieser Ort steht aber unter deutschem Schutze, und diesen zu verletzen wird Hendrik wohl vor der Hand sich hüten<sup>1)</sup>.

Für die Interessen des eigentlichen Namaqualandes, für das Verdienst der Händler, die Ruhe der Missionare, die Bequemlichkeit der Reisenden im Lande ist es unzweifelhaft besser, wenn ein kräftiger Häuptling die Herrschaft über das ganze Namaqualand gewinnt. Freilich wird bis dahin noch jahrelanger Krieg wüthen. Aber selbst wenn einmal dies Ziel erreicht ist, selbst wenn Hendrik das Damara-land sich unterworfen haben sollte — europäischer Kultur und Civilisation ist jegliches Hottentottenland für immer verschlossen. Die Hottentotten können sich friedlichen Beschäftigungen nicht mehr hingeben; ihr Handwerk ist und bleibt Diebstahl und Krieg.

Es geht wohl daraus zur Genüge hervor, wie gefährlich es für die deutsche Schutzherrschaft wäre, die Entwicklung von Hendrik's Macht übermässig zu begünstigen, indem man ihn etwa als Werkzeug

<sup>1)</sup> Nach neueren Nachrichten scheint indessen die Bevölkerung von Hoachanas doch den Platz geräumt zu haben.

gegen die aufsässigen Hereró verwenden wollte. Bei seiner unzweifelhaften Klugheit würde er die Lage nach Kräften ausnützen: und trotz seines christlichen Verhaltens, trotz seiner anerkannten guten Eigenschaften ist Hendrik nicht einen Augenblick zu trauen, sobald für ihn die Stunde der Macht gekommen und ihm die Gelegenheit geboten wird, die Interessen der Eingeborenen gegen die Weissen zu schützen. Hoffentlich gelingt es der deutschen Herrschaft, vorher eine gebietende Stellung in dem Schutzgebiete zu erringen.

Nach den letzten, im April 1890 nach Deutschland gelangten Nachrichten scheint er doch vorzeitig ein feindliches Verhalten gegen die Deutschen einnehmen zu wollen, ohne eine Einigung der Hottentotten erzielt, ohne die Hereró sich seinen Zwecken dienstbar gemacht zu haben. In diesem Falle dürfte es auch ohne besonders grosse Anstrengungen deutscherseits möglich sein, mit Hendrik fertig zu werden. Etwas anders wäre es allerdings, wenn gleichzeitig die Hereró wieder Schwierigkeiten machen sollten. Trotz des sonstigen Antagonismus zwischen Hottentotten und Negeren wäre es doch wohl möglich, dass sie sich zum Kampfe gegen die eindringenden Weissen einigten. Dies zu verhindern wird also eine Hauptaufgabe der deutschen Behörde im Lande sein.

## 10. Bergdamara, Ovambo, Buschmänner.

Von den übrigen Bewohnern unseres Schutzgebietes verdienen noch die bereits erwähnten Bergdamara eine besondere Schilderung. Sie bieten des Merkwürdigen, Räthselhaften genug. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass sie zwar den Bantunegern angehören, aber die Hottentottensprache reden. Auch von ihrer Verbreitung im Lande und sonstigen Eigenthümlichkeiten war schon die Rede.

Als Diener trifft man Bergdamara auf den entlegensten Viehposten der Hereró wie im Feldlager der Hottentotten-Kapitäne, im Hause des Missionars wie bei dem im Lande umherziehenden Kaufmanne. Gerade für den schwersten Dienst findet man unter ihnen willige Arbeiter.

Als Viehwächter muss er das widerstrebende Schlachtvieh sowie die Reserveochsen hinter dem auf dem Ochsenwagen reisenden Händler hertreiben; unverdrossen muss der Bergdamara den Vorderochsen des Gespannes an einem Leitriemen den Tag und nicht selten auch die Nacht über hinter sich herziehen. Am Ausspannplatze muss er die Wasserfässer an der vielleicht fernen Quelle füllen und sie dann den weiten, meist auch steilen und felsigen Weg herbeirollen. Ist irgendwo eine schwierige Botschaft zu bestellen, ein weiter Weg

zurückzulegen, so wird allemal ein Bergdamara hierfür ausersehen. Die geringe Kost für einen oder auch mehrere Tage nimmt er auf dem Rücken mit. An dem Ziele seines Weges erhält er wieder reichlich Kost vom weissen Baas, und als Bezahlung erhält er für einen Marsch von mehreren Tagen dann ein Hemd.

Unermüdlich sind sie bei der Ausführung ihrer Arbeit, dabei sehr geschickt und anstellig, und die Meisten setzen einen gewissen Ehrgeiz darein, ihre Obliegenheiten möglichst zur Zufriedenheit des Herrn auszuführen.

Sollten einmal im Lande irgendwie grössere Arbeiten auszuführen sein, an den Bergdamara würde man unbestreitbar ein vorzügliches Arbeitermaterial haben.

Von den anderen Eingeborenen werden sie unter diesen Umständen über die Achsel angesehen, und ihr Name bei den Hottentotten: »Chaudamab« ist Anderen gegenüber angewendet der Ausdruck grösster Verachtung. Die holländisch redenden Bastards nennen sie »Bergkaffern«, im Gegensatze zu den »Beestkaffern«, den Hereró.

Und in der That; will man die Bergdamara in ihrer Ursprünglichkeit beobachten, so muss man sie in den Bergen, in den verborgensten, entlegensten Thälern und Schluchten aufsuchen.

Bei meiner Reise, den oberen Kuisib hinauf, war ich von meinen ängstlichen Leuten, die vor den daselbst hausenden wilden Bergdamara anscheinend grosse Angst hatten, gewarnt worden; natürlich vollständig ohne Grund. Sie waren angenscheinlich froh, wenn wir ihnen selbst Nichts thaten, und zogen sich scheu vor jeder Begegnung zurück. Obwohl wir acht Tage lang durch Gebiet zogen, das von ihnen bewohnt war, obwohl wir täglich ihre Spuren gewahrten, bekamen wir doch keinen einzigen zu Gesicht.

Am häufigsten trafen wir ihre Jagdverhaue. Aus Dornenbüschen hatten sie Kilometer lange niedrige Zäune angefertigt, mittelst deren sie ganze, breite Thalebenen absperren, in denen vielleicht ein vom Wilde viel gebrauchter Weg zu einer Wasserstelle führte. In den Lücken des Zaunes waren Schlingen oder Fallen angebracht, meist elastische, mit einer Sehne gespannte Ruthen, an denen kleineres Wild, selbst auch Steinböcke, die kleinste Antilopenart, sich fingen. Für kleinere und grössere Vögel waren schwere Steinplatten über flachen Gruben schräg aufgestellt und durch ein, bei der leisesten Berührung umfallendes Stäbchen gestützt. Meine Leute eigneten sich manches Perlhuhn an, das auf diese Weise in den Fallen der Bergdamara sein Ende gefunden hatte. An kahlen Felswänden sah

ich des Oefteren trockene ästige Stämme wie absichtlich hingestellt; wie mir meine Leute erklärten, hatten die Bergdamara sie dorthin gebracht, um mittelst dieser Leitern die Spalten in den Felsen zu erreichen, in denen besonders gern grosse Eidechsen, Lagowane, wie meine Begleiter in ihrem schönen Kauderwelsch sie nannten, sich aufhielten, und die für die Bergdamara eine »leckere Kost« seien.

Während wir so Spuren der Thätigkeit der Bergdamara allenthalben antrafen, sahen wir Fussspuren sehr selten. Offenbar wussten sie von unserer Reise und suchten uns nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen.

Einmal nur sahen wir eine Hütte hoch oben auf einem ganz steilen und fast unzugänglichen Bergabhange.

Als wir aus dem Berglande herausgekommen waren und auf der Hochebene uns Rehoboth näherten, trafen wir öfter Bergdamara, die hier augenscheinlich weniger scheu waren. Besonders Eine Scene wird mir unvergesslich bleiben. Schon von Weitem sah ich ein schwarzes Knäuel auf der Erde hocken. Ich ritt heran und betrachtete die Gesellschaft näher; es war eine Bergdamara-Familie bei der »Ernte«. Freilich ernteten sie nicht, was sie selbst gesäet hatten, das thun sie nie, sondern sie plünderten einen Ameisenhaufen, aus welchem sie den von den Thieren angesammelten Grassamen sich aneigneten. Mehrere Frauen, z. Th. mit Säuglingen auf dem Rücken oder auf der Hüfte, zahlreiche grössere und kleinere Kinder hockten dort dicht bei einander auf dem Boden, Alle überaus wenig, höchstens mit Lederlappen, die von Schmutz starrten, bekleidet. Die Kniee hatten sie hoch hinaufgezogen, mit beiden Händen hantirten sie einen spitzen Stab, mit welchem sie die harte Kruste des Ameisenhaufens zerstachen, um zu der Vorrathskammer der Thiere zu gelangen. Die Leute sahen erbärmlich aus, die Gliedmaassen waren von erschreckender Magerkeit, die sonst dunkle Haut war von einem fahlen Grau überzogen und starrte nicht minder von Schmutz wie die Kleider. Die Kinder grinsten uns mit ihren breiten Mäulern an, und ängstlich huschten sie durcheinander, ohne sich zu erheben, sondern sich in derselben hockenden Stellung weiterbewegend. Wie junge Ratten in einem Neste krabbelten sie durcheinander, und sofort fällt einem jeden Weissen bei solchem Anblicke der nur allzu nahe liegende Vergleich mit Pavianen ein, die ja schliesslich in ganz ähnlicher Weise ihre Nahrung sich verschaffen.

Einige ältere Weiber hatten ausser dem Kinde auf dem Rücken, dem Stecken in der Rechten, noch unter dem linken Arme eine kleine aus Holz geschnitzte Mulde, in welche die »Grassaat« gesammelt wird.



Die Grassaat ist das Hauptnahrungsmittel der Bergdamara. Sie wird oft roh genossen; bei den Bergdamara am Brandberge habe ich sie auch mahlen und kochen sehen. Zum Mahlen werden natürlich zwei Steine genommen; zum Kochen haben sie dicke, grosse, in der Mitte einfach bauchige, nach unten spitz endende, kaum gebrannte Töpfe von gröbstem Material, die mit der Spitze in die Asche gestellt werden.

Ein anderes, sehr geschätztes Nahrungsmittel, nicht nur für die Bergdamara, sondern auch für die ärmeren Hottentotten — selbst die Weissen verschmähen es nicht — sind die Unjes (Onions), kleine Zwiebeln einer kleinen monokotylen Pflanze mit schmalen grasartigen Blättern. In ähnlicher Ausrüstung, wie sie oben beschrieben ist, ziehen die Bergdamara-Familien aus, oft mehrere Tage weit, um Unjes zu holen; mit demselben spitzen Stecken werden die Zwiebeln ausgegraben. Oefter sah ich flache Berglehn, in denen Unjes gegraben worden waren; es sah aus, als ob der Boden von lauter Mäuselöchern durchwühlt wäre.

Die Zwiebeln werden gereinigt und von den Feinschmeckern unter den Hottentotten verschiedenartig zubereitet. Ich habe sie auch mehrfach gekostet; der Geschmack ist ziemlich indifferent, er erinnert etwa an den von süssen Kartoffeln.

Als ich mich am Brandberge aufhielt, brauchte ich nothwendig Bergdamara als Führer; da wir aber wussten, wie schwer es war, ihrer habhaft zu werden, mussten wir ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken. Mein Begleiter erblickte eines Tages in der Ferne auf der Fläche einige schwarze Gestalten, die sich bei unserer Annäherung sofort entfernten. Nun begann eine wilde Jagd, schlimmer als wenn es hinter einer angeschossenen Antilope herging. Wir mussten die Bergdamara erreichen, ehe sie uns in die Felsen entwischten. Das gelang uns denn auch. Mein Gefährte zog die zitternden Burschen hinter einem Felsblocke hervor. Der eine hatte einen Bogen, ein kleines Ding, mit dem er unmöglich Viel ausrichten konnte, und Pfeile ohne eiserne Spitzen; der andere trug die bereits bekannte Holzmulde mit einem »Lagowan« darin und das Fell eines Leopardenkätzchens. Ich erwarb sogleich Beides gegen einige Stückchen Tabak, worauf die Leute zutraulicher wurden und uns bereitwilligst begleiteten. Sofort fanden sich auch an unserem Lagerplatze am Brandberge mehrere Bergdamara ein, und wir erlangten auf diese Weise kundige Führer, was uns sonst nie geglückt wäre.

So haust auf dieser grossen, kahlen Felsenmasse des Brandberges mit seinen zahlreichen Schluchten eine ganze Anzahl Bergdamara-

familien, unter diesen sogar ein uralter Bergdamara-Kapitän, der sich als das Oberhaupt aller Bergdamara betrachtete. Unser Führer brachte uns, bei meiner Exkursion, nach der Wasserstelle der Bergdamara in einem verborgenen Thale. An dem steilen Abhange desselben hafteten einige Hütten, niedrige runde, aus leichten Zweigen aufgebaute Pondoks. Ihr ganzer Hausrath bestand in einigen Holzmulden, einem Topfe und einigen schlechten, aus Bandeisen hergestellten Messern sowie einigen steinernen Tabakspfeifen. Am Brandberge befindet sich nämlich der Fundort eines weit im Lande berühmten Pfeifensteines. Obwohl solche Pfeifen aus schön bunt marmorirtem Thonstein unter Hereró und Hottentotten weit verbreitet sind, findet doch keineswegs etwa ein Gewinn in grösserem Massstabe Statt. Vorbeireisende Eingeborene senden von der nächsten Wasserstelle einen Bergdamara, mit Kost versehen, nach der Stelle ab, wo er nach der Wanderung dieses Tages anlangt, nimmt soviel als er ohne jede Anstrengung etwa auf dem Kopfe tragen kann, von den offen zu Tage liegenden Pipklipper zu sich und tritt am nächsten Morgen die Rückwanderung an. Das Durchbohren, Abschälen und Zurechtschneiden der Pfeifen wird auch meist von Bergdamara vorgenommen.

Auf dem von allen Hauptwegen weit abgelegenen Brandberge scheint noch ein Rest etwas freierer Bergdamara übrig geblieben zu sein. Sie haben keinen besonderen Herren. Anders ist es z. B. mit den Bergdamara am Bockberge oder am Kansberge; die daselbst hausenden Familien sind unfrei; sie sind Hörige irgend eines Hereró oder Hottentotten, der sie bei einer der früheren, gelegentlichen »Bergdamara-jagden« unterworfen hatte. So ist z. B. Daniel, der Kapitän der Hereró in Okombahe, der Herr oder Besitzer sämtlicher Bergdamara auf dem Bockberge.

Verdiente einer derselben irgend wo Etwas, so ist es nicht sein Eigenthum, sondern das Daniels. Aehnliche Verhältnisse, selbst bei einzelnen Bergdamarajungen, kommen im Lande sehr häufig vor. Der junge Hottentotte giebt etwa verdientes Geld seinem Vater, der Bergdamara seinem Herrn.

Diese Form der Sklaverei scheint aus der jüngsten Zeit, d. h. den letzten Decennien, erst herzurühren, wo wiederholte Diebereien seitens der Bergdamara zu förmlichen Vernichtungszügen gegen die Bergdamara führten. Der herrenlose Bergdamara ist völlig vogelfrei; wird jetzt noch irgendwo Vieh auf unbekannte Weise gestohlen, so wird ein Rachezug in die Berge gegen die nächstwohnenden Bergdamara unternommen.

Unseren Bergleuten, die bei einer Mine zu arbeiten hatten, verschwanden in einer Nacht vier Schafe; die farbige Dienerschaft war sofort darüber einig, sie könnten nur von Bergdamara gestohlen sein, an denen man sofort die Strafe vollziehen müsse. Man ging wirklich bewaffnet aus, stöberte die vielleicht ganz unschuldigen Bergdamara auf, und einer derselben wurde einfach niedergeschossen.

Kurze Zeit nachdem ich das erfuhr, wurde mir von meinen sonst nicht unzuverlässigen Leuten die nicht minder wundersame Mär berichtet, die Schafe seien gar nicht gestohlen, sondern in einer Nacht mit einer Heerde Springböcke durchgebrannt; man habe einige Tage später unsere Schafe mit den Antilopen zusammen grasen und dann davonjagen sehen.

Bisher hatten wir die Bergdamara nur als Sklaven, Diener der Wilden gesehen; es ist aber auch der Versuch gemacht worden, sie für die Civilisation zu gewinnen. Ein Bastardmissionar, Daniel Kloete (spr. Klute), hatte vor vielen Jahren in Okombahe, jenem schon früher geschilderten wasserreichen Orte am Eisib, eine Bergdamaragemeinde gegründet, die im Laufe der Jahre sich einer gewissen Blüthe erfreute. Die Bergdamara wurden hier sesshaft, züchteten Vieh wie die Hereró, bauten Gärten (Aecker im Flusse) wie der Missionar, wohnten in runden, festen Lehmhütten und fabricirten für die Hereró die von diesen so sehr begehrten Eisenperlen. Der Ort gedieh; das konnten aber die Hereró, mit deren Erlaubniss die Missionsstation angelegt war, nicht ohne Neid mit ansehen. Es zogen immer mehr Hereró von Omaruru nach Okombahe hinüber, in welchem nunmehr zwei Stämme unter je einem Kapitän wohnen.

Mit dem freieren Leben haben die Bergdamara daselbst aber auch ihr Selbstbewusstsein wieder erlangt; als Diener lassen sie sich nicht so gut verwenden wie ihre armen Stammesgenossen, und sie treten genau so stolz auf wie die Hereró selbst; diese sehen aber in jenen immer nur die Bergdamara, und so fehlt es denn nicht an Gelegenheit zu Reibereien.

Zur Zeit meiner Anwesenheit war die Spannung sogar so gross, dass ein gewaltsamer Bruch möglich erschien. Die Bergdamara sprachen die Absicht aus, sich, wenn es zwischen Deutschen und Hereró zum Kriege kommen sollte, entschieden auf die Seite der Ersteren zu stellen. Neuere Nachrichten hierüber habe ich nicht erhalten; sie scheinen sich also wieder vertragen zu haben.

Stellen sich somit, wie sich aus Obigem ergibt. Hereró sowohl wie Bergdamara, als durch Wanderungen und Wandelungen arg verstümmelte, kaum wieder zu erkennende Reste früherer Völkerindividuen dar, so

tritt uns im Gegensatze dazu in den Ovambo ein alteingesessenes, typisches Bantuvolk mit einem festgefügtten, kräftigen Staatswesen vor die Augen. Ovambo nannten sie die früheren Reisenden. Eingeborene und Händler bezeichnen sie mit dem bequemerem Vambo, richtig ist aber die Bezeichnung Ambo. Die Vorsilbe Ova bedeutet nämlich, wie bei vielen Bantustämmen jener Länder, so viel wie Volk, ebenso wie das qua in Namaqua.

Der König der Ovambo ist nicht wie Maharero bloß ein Häuptling, sondern ein wirklicher König, absoluter Beherrscher des Landes und alles dessen, was darin ist, und unbeschränkter Gebieter über seine Unterthanen. Keiner derselben darf direkt mit einem fremden Händler verkehren; jeder Handel mit Ovambogut geht durch seine Hand. Auch landschaftlich verhält sich Ovamboland durchaus anders als das benachbarte Damaraland. Dort beginnt die Region der Palmen, und in den fruchtbaren Gefilden gedeihen die Getreidearten des tropischen Afrika, namentlich die Negerhirse, Sorghum.

Die Ovambo selbst sind sehr vielseitig veranlagt und thätig. Sie sind Ackerbauer im wahren Sinne des Wortes, daneben aber auch Viehzüchter wie die Hereró. Die Rasse ihrer Rinder ist sehr verschieden von der der Hereró, aber in mancher Beziehung nicht minder vorzüglich; es sind kleine kurzbeinige Thiere mit kurzem Halse und kurzen Hörnern, aber von ganz bedeutender Körperfülle. Die Ovambo verstehen ferner nicht nur Eisen zu schmieden, sondern sogar Kupfer zu gewinnen. Die dazu nöthigen Kupfererze erhalten sie als eine Art Abgabe von den Buschmännern aus der Gegend der Ottawiminen, die im Grenzgebiete zwischen Hereró- und Ovamboland gelegen sind. Sie sind ausserdem aber auch noch ein Handelsvolk, indem sie ganze Karawanen zu den Nachbarvölkern aussenden, zumeist wohl, um Vieh von denselben zu erwerben.

Mit den deutschen Behörden haben sie noch keinerlei Beziehungen angeknüpft. Dagegen sind seit längerer Zeit finnische Missionare unter ihnen thätig; ob mit Erfolg, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Verkehr mit weissen Händlern ist dadurch etwas erschwert und eingeschränkt, dass Nichts ohne Erlaubniss des Königs erworben werden kann. Letzterer ist nun zwar im Allgemeinen im Verkehr mit Weissen freundlich, aber doch unberechenbar.

Ein mir bekannter Händler war einmal hinaufgezogen; seine Leute bekamen Streit mit einem der königlichen Generale; es kam so weit, dass der etwas hitzige Händler auf diesen schiessen musste und ihn verwundete. Die Sache wurde indessen durch den König



beigelegt; der Händler hatte nur eine hohe Entschädigung in Rindern zu zahlen. im Falle der verwundete Ovambo-Feldherr stürbe. Da dieser indess sich wieder zu erholen schien, liess ihn sein König brevi manu erdrosseln, um die schon als sicheres Eigenthum angesehenen schönen Stilmochsen nicht wieder herausgeben zu müssen.

Bei der Lage des namentlich im Süden rings durch Wüsten gegen die Nachbargebiete abgeschlossenen Ovambo-Landes und der z. Th. daraus resultirenden Eigenartigkeit, Selbständigkeit und Machtentwicklung seiner Bevölkerung dürfte es für eine europäische Macht schwierig sein, mit derselben in nähere Beziehungen zu treten, oder gar die Ovambo für ein deutsches Schutzverhältniss zu gewinnen.

Eines Bevölkerungselementes in unserem Schutzgebiete ist hier noch zu gedenken, das sind die Buschmänner. Derselben Rasse angehörig wie die Hottentotten, sind sie ihnen auch körperlich ähnlich und sprechen eine verwandte Sprache, die aber noch mehr Klänge und weniger Vokale enthalten soll als die Hottentottensprache.

Sie leben ohne Ackerbau, ohne Viehzucht, ausschliesslich von dem, was sie auf der Jagd erbeuten und in der Natur vorfinden, führen also ein ganz ähnliches Leben wie die Bergdamara. Während diese aber in den Bergen hausen, finden sich Buschmänner in unserem Schutzgebiete vornehmlich in den weiten Flächen am Rande der Kalahari, wo andere Menschen nicht existiren können. Es ist ihnen jede Wasserstelle ihres sonst so überaus wasserarmen Landes bekannt; ist das Wasserloch zu klein, zu tief, als dass sie mit der Hand schöpfen könnten, so saugen sie das Wasser mit Hülfe eines langen Rohrhalmes heraus. Ebenso machen es übrigens nöthigen Falles die Bergdamara und Hottentotten.

Ich selbst bin mit Buschmännern nicht in Berührung gekommen, sondern haben nur vereinzelte Individuen, die mir als Buschmänner bezeichnet wurden, angetroffen.

In Felsenhöhlen der Kapkolonie findet man zuweilen sogenannte Buschmannszeichnungen, meist mit Ockergefärbte, einfache, aber überaus charakteristische, sofort wieder erkennbare Darstellungen von den verschiedenen Wildarten und auch von Menschen. Solche Figuren habe ich auch unter überhängenden Felsen bei Ameib und wenige Meilen nördlich davon bei Kamechneck gesehen. Die letzteren sind nicht mehr erkennbar, besser diejenigen bei Ameib. Leider sollen hier nachträglich durch einen weissen Künstler noch Figuren hinein gemalt sein, sodass es mir nicht möglich war, die ursprünglichen Buschmannszeichnungen von den Nachahmungen zu unterscheiden.

Der mehrfach im Lande aufgetauchten Behauptung, diese Figuren von Ameib seien sämmtlich unecht, möchte ich doch widersprechen; man kann sehr wohl mehrere Kategorien von Zeichnungen erkennen, und von denselben wird wohl eine ursprünglich und echt sein, die eben, nach dem weissen Maler Veranlassung dazu gegeben hat, seine Kunst zu versuchen.

## II. Thierwelt.

Während die Fremdartigkeit der Pflanzenwelt unseres Schutzgebietes auf die Dauer nicht genügt, um uns über ihre Eintönigkeit hinwegzutauschen, bietet die Thierwelt selbst dem längst landeskundigen Reisenden stets neue und erwünschte Abwechslung.

Wenn Pechuel-Loesche an einer Stelle sagt, Westafrika sei wildarm, so ist das für den südlichsten Theil Westafrikas nicht richtig.

Immer noch giebt es in jenen Ländern Striche genug, die man recht eigentlich als Jagdfelder bezeichnen kann. Freilich sind die Zeiten, in denen durch planmässiges, aber rücksichtsloses Jagen fürstliche Vermögen erworben werden konnten, längst vorbei. Elfenbein und Straussenfedern, die Ausbeute jener Jagden, spielen heutzutage eine sehr geringe Rolle unter den Ausfuhrgegenständen in Walvischbai.

Die Elephanten, die in den günstiger gelegenen Stellen des Damaralandes immer noch Wasser, dessen sie so sehr bedürfen, genug gefunden hatten, sind jetzt weit zurückgedrängt in das eigentliche Tropengebiet, über die Grenzen unseres Schutzgebietes hinaus; und selbst dort ist ihre Zahl bedeutend zurückgegangen.

Die Straussenfedern dagegen haben so erheblich an Werth verloren, dass sich die Straussenjagd im Grossen nicht mehr lohnt. Allein diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass im Schutzgebiete die Strausse wieder anfangen, sich zu vermehren; sie wären auch verdrängt, wenn das sinnlose Jagen weiter andauert hätte. In der heissesten Jahreszeit zogen Schaaren von Jägern, mit kostbaren, schnellen Pferden ausgerüstet, hinaus auf die Straussenjagd. Der Jäger hetzte den Vogel in der grössten Hitze des Tages so lange, bis er völlig ermattet sich widerstandslos greifen liess oder vom Pferde aus durch einen Schlag auf den Kopf mit dem Tschambok (Reitpeitsche aus Giraffenhaut) getödtet werden konnte. Schusswaffen wandte man nicht an, um die Federn zu schonen. Die Jagd war ehemals so ergiebig, dass die erheblichen Kosten für den Kauf und den Transport eines Jagdpferdes sich sehr bald bezahlten. Wenn man auch an den Anblick der Strausse von der Kapkolonie her gewöhnt ist, wo sie im gezähmten Zustande dem Reisenden auf der Strasse kaum aus dem Wege gehen,

zeit abgesunken ist; zugleich wäre das Empordringen der Basalte mit demselben Vorgange in Verbindung zu bringen.

Andere Erklärungsversuche jener Erscheinungen, also etwa die heissen Quellen und auch die Erdbeben auf rein klimatologische Ursachen zurückführen zu wollen, würde zu schwierigen Hypothesen führen.

Nicht minderen Schwierigkeiten begegnen die Deutungsversuche der quartären Bildungen des Gebietes.

Trotz der ausgebildeten Flusssysteme kommen Flussterrassen, wie z. B. am Rhein, garnicht vor; die Flüsse sind meist unmittelbar in den Fels eingeschnitten. Die einzigen Andeutungen derselben sind etwa nur die in grossen Flussbetten selbst in geschützten Ecken und Winkeln, meist auf der Innenseite der Krümmungen sich ausbreitenden, wenige Fuss erhöhten Schlickflächen; nur in wenigen Fällen sah ich sie bis zu einer Höhe von 2—3 m. Mitunter finden sich auch ähnliche flache Schotterbänke in den Flüssen (Ugáb am Brandberge). Umso mehr war ich überrascht, im Kuisib selbst zwischen Zoutrivier und Umib eine beinahe 50 m hohe schwarze, zu festem Konglomerat gewordene Geröllbank anzutreffen.

Aehnliche Bildungen beobachtete ich im Gebiete der kleinen Quellflüsschen Aib und Aúb, welche sich zu dem in den Kan mündenden Tsawisis vereinigen. Hoch oben im Quellgebiete, am Fusse des Chuos-Gebirges, liegt eine weit ausgedehnte, etwa 40 m über das sandige Felsenbett der kleinen Flüsschen sich erhebende Geröllbank, in welcher die kleinen Thäler bis auf den Grund eingeschnitten sind. Die Gerölle der Ablagerung sind vorherrschend Quarz und sehr vielfach verbreitete quarzitisches Abänderungen der Gneisse.

Es ist schwer, sich von den zur Zeit der Bildung der Gesteine herrschenden Reliefverhältnissen sowohl, wie von den klimatologischen Bedingungen einen Begriff zu machen.

Aehnliche Schottergesteine endlich, aber von lockerer Beschaffenheit sind allenthalben auf der Namib und den weiten Flächen des Inneren verbreitet und erreichen daselbst wohl theilweise eine bedeutende Mächtigkeit; einige, jedenfalls erst in allerjüngster Zeit entstandene Wasserrisse sah ich 4—5 m tief in die Schotter einschneiden.

Noch ausgedehnter als die Schotter sind auf den Flächen sandige Ablagerungen; meist sind es rothe, wenig- und feinthonige Sande oder mehr gelbliche Bildungen von sonst übereinstimmender Beschaffenheit. In manchen Fällen führt das heutige Relief zur Annahme, dass sie Ablagerungen rings abgeschlossener Seebecken darstellen, die dann, nachdem die abgrenzenden Ketten in den charakteristischen Pforten durchbrochen waren, sich entsprechend entleerten.

Dem Alter nach würden dieselben in eine Zeit zurück zu versetzen sein, in welcher sich die heutigen klimatischen Verhältnisse noch nicht herausgebildet hatten.

Flugsanddünen treten ausser im Küstengebiete, auf das ich hier nicht näher eingehe, auch auf der Hochfläche, von Rehoboth an südwärts, häufig auf.

Eine ganz jugendliche Bildung endlich sind die schon öfter erwähnten Kalktuffe; entweder sind es ungemein dichte, feste, feingeschichtete, aber keineswegs schiefrige Kalkkrusten, oder sie umfassen in ihrer ganzen Dicke oder wenigstens nach unten zu Schottergerölle und stellen dann ein Konglomerat mit festem, kalkigem Bindemittel dar. Sie finden sich immer in der Nähe kalkhaltiger Gesteine, so z. B. sitzt Kalktuff in dünner Kruste über dem zersetzten Ausgehenden von Gesteinen, die reich an basischen Feldspathen sind, oder er bildet ausgedehntere flache Plateaus am Fusse der Kalkhöhenzüge. Ich glaube nicht, dass sie als Absätze am Grunde von seenartigen Wasserausbreitungen aufzufassen sind, sondern sie entstehen und wachsen durch den Niederschlag des Kalkes, der chemisch und mechanisch in den rapide verdunstenden Wassern enthalten ist, die zur Regenzeit von den Kalkbergen kommen oder in deren Spalten eingesickert sind; sie sind also ein Produkt der noch heute herrschenden klimatischen Verhältnisse.

## 15. Rückblick.

Es dürfte aus den bisherigen Ausführungen hervorgehen, dass aus den Minenvorkommnissen des Landes, soweit sie bisher näher bekannt sind, — ich nehme hier nochmals die Ottawa Mine aus — Nichts zu erhoffen ist; es dürfte aber auch weiter klar sein, dass, wenn überhaupt, nur ganz besonders reiche Minen Aussicht auf Rentabilität böten. Man erwäge nur die ungemeinen Schwierigkeiten, die dem Bergbaue im Wege stehen. Die mangelhaften Verkehrsverhältnisse würden den Bau einer Eisenbahn erfordern; es würde derselbe allerdings verhältnissmässig leicht durchzuführen sein.

Die überaus ungünstigen Wasserverhältnisse würden die Anlage von ausgedehnten Wasserwerken nöthig machen — aber auch dies wäre nicht unmöglich, wenngleich dadurch die Kosten ungemein gesteigert würden.

Ein Hauptmangel aber wäre das Fehlen jeglichen Bauholzes; es müsste alles erst über See in das Land gebracht werden!

Weniger schwierig würde vielleicht die Arbeiterfrage zu erledigen sein, indem, wie ich glaube, für die rohe Arbeit die Bergdamara ein ausgezeichnetes Material stellen würden, für andere Zwecke Bastards

und wohl auch Hottentotten, Letztere allerdings in geringerem Maasse sich heranziehen lassen würden.

Alle jene oben genannten Hindernisse nun würden aber, wenn z. B. wirklich reiche Goldminen gefunden wären, sich überwinden lassen, aber solche Funde sind eben bisher nicht gemacht worden, und die Aussichten für die Zukunft sind auch nicht gerade günstig.

Welchen Eindruck auf den wandernden Reisenden die reiche Thierwelt und die wundersame Pflanzenwelt auch machen mag, welche Reize das freie Reiseleben unter einer interessanten Bevölkerung in jenem »merkwürdigen« Lande auf Jeden, der es einmal gekostet hat, ausüben mag — uns darf es bei der Beurtheilung des Landes nicht bestechen.

Dass für den deutschen Einwanderer, selbst für den deutschen Arbeiter das Klima durchaus günstig ist, habe ich genügend hervor gehoben.

Aber was soll der Einwanderer treiben? — Ackerbau?

Es ist oben gezeigt worden, dass im Allgemeinen die klimatischen Bedingungen für den Ackerbau erfüllt sind, aber zugleich auch klar gemacht, dass derselbe nur auf einem äusserst beschränkten Raume, nur in unmittelbarer Nähe von Quellen, die eine Berieselung der Felder gestatten, nur in den Flüssen selbst, und auch in diesen nur da, wo das Grundwasser eine genügende Höhe erreicht, möglich ist. Die meisten jener Stellen sind begreiflicher Weise bereits von den Eingeborenen besetzt; unzweifelhaft lassen sich durch rationelle Wasserwirthschaft eine ganze Reihe neuer schaffen — aber doch immer nur für ganz wenige, zerstreut anzusiedelnde Einwanderer. Ueberdies würden die Erträge solcher »Gärten,« denn als eigentliche Felder könnte man sie nicht ansehen, stets nur eben zur Noth für den Tisch der Bebauer selbst, zur Befriedigung des eigensten Bedürfnisses ausreichen, zum Leben gehört aber mehr.

Je weiter nach NO man vordringt, desto günstiger gestalten sich allerdings die Ackerbauverhältnisse, es ist aber nicht zu vergessen, dass genau in gleichem Maasse die Gefahr des Klimafiebers für den deutschen Einwanderer zunimmt.

Günstiger stehen die Aussichten für die Viehzucht.

Wir haben gesehen, dass das Land mit seinen ausgedehnten Grasfeldern sich ganz wohl für Schafzucht eignen würde, und in wie hoher Blüthe die Rinderzucht bei den Hereró steht, braucht nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden. Bei der grossen Ausdehnung der Weidegebiete, welche die Viehzüchter für sich in Anspruch nehmen müssen, wird mancher Uebelstand, wie z. B. die Seltenheit der Wasserstellen weniger in das Gewicht fallen; die Einsiedler müssten

eben vereinzelt über das Land zerstreut sein, und es wäre vielleicht möglich, dass dann Jeder von ihnen seinen eigenen Bedarf an Cerealien selbst decken könnte.

Erschwerend wirkt aber hierbei der Umstand, dass der einzelne Viehzüchter mehrere Weidegebiete, mehrere Wasserstellen zur Verfügung haben muss, um in schlechten Regenjahren wechseln zu können.

Mittel und Wege zur Verwerthung der Produkte würden sich wohl finden; das Fehlschlagen der Versuche mit einer Exportschlachtereie in Sandwichhafen darf nicht abschrecken und nicht als maassgebend gelten; es sind zu viele Fehler dabei gemacht worden.

Vor der Hand sind allerdings die Eingeborenen zunächst noch im Besitze des besten Theiles des Landes, es ist aber bereits angegeben worden, dass dieselben vor dem Eindringen der Weissen allem Anscheine nach sich weiter nach dem Inneren zurückziehen werden; man wird also zunächst auf dem Wege des Handels einen grossen Theil des Viehes erlangen müssen, welches den oben angedeuteten Zwecken dienen soll.

Welche Schwierigkeiten dem Handel entgegen stehen, ist auch auseinandergesetzt; es ist also klar, dass, wenn man überhaupt Etwas erlangen will, man erst sehr spät wird auf Erfolg rechnen und nur sehr langsam, Schritt für Schritt vordringen können.

Freilich Eins ist die Hauptsache: dass man überhaupt erst einmal festen Fuss im Lande fasst.

Alle diese Bestrebungen wären in ihrer Ausführung sehr gefördert worden, wenn ausreichende Minen vorhanden wären, oder auch schon dann, wenn Walfischbai in deutschen Händen, beziehungsweise ein anderer guter Eingangshafen gefunden worden wäre. Dieses Alles ist nun leider nicht der Fall, und man wird sich vor der Hand mit der Aussicht auf eine nur sehr allmähliche, schrittweise Entwicklung des Landes zufrieden geben müssen.



## Begleitworte zur Karte.

Der Zusammenstellung meiner Routenaufnahmen wurden zu Grunde gelegt: Stapffs Originalkarte des unteren Khnisch-Thales (Petermanns Geographische Mittheilungen 1887, Taf. II.) und dann die Ortsbestimmung von Rehoboth durch Theophilus Hahn auf dessen Original Map of Great Namaqualand and Damaraland. Ortsbestimmungen selbst habe ich nicht ausgeführt, mich auch garnicht darauf vorbereitet, weil ich nicht von vornherein wissen konnte, ob dieselben für meine Thätigkeit nöthig werden würden, dann auch besonders, um mich von der Erfüllung meiner eigentlichen Aufgabe, der Untersuchung der Goldlagerstätten, durch keinerlei Nebenbeschäftigung ablenken zu lassen. Ich hatte nicht einmal die Absicht, überhaupt meine Routen aufzuzeichnen; bald sah ich ein, dass mir diese Aufgabe unerlässlich war und ihre Durchführung wohl einige Ausdauer erforderte, sich aber mit der Art des Reisens und zugleich mit der Erfüllung meines Auftrages sehr wohl vereinigen liesse.

So habe ich denn während meiner ganzen Reise alle meine Routen sofort zu Papier gebracht. In eine Schreibmappe mit übergreifenden Ohren wurden zurecht geschnittene Bogen von Millimeterpapier geschoben und darauf alle Augenblicke meine Eintragungen im Maassstabe von 1:100 000 gemacht. Die ersten Wochen blieb ich auf dem Wagen, um dort mit grösserer Sicherheit einzuzichnen und um bei der gleichmässigen Geschwindigkeit desselben die Entfernungen besser abzuschätzen. Bald lernte ich aber die Vorzüge der freien Bewegung zu Pferde kennen; die Mappe wurde in einer offenen Satteltasche untergebracht, wo ich sie stets bequem hervorholen konnte. So ermöglichte ich es auch Nachttouren zu vermeiden, die man zu Wagen wegen des zuweilen grossen Abstandes der Wasserstellen machen muss. Ich ritt bis zum Dunkelwerden in Begleitung des Wagens, oder demselben voraus, schlief dann und holte ihn am nächsten Morgen wieder leicht ein.

Das Abschätzen der Entfernungen bei ungleichmässiger Geschwindigkeit des Reitens ist freilich ungemein schwierig und erfordert ungetheilte Aufmerksamkeit; durch die gleichzeitigen Touren des Wagens hat man allerdings einige Kontrolle. Die mittlere Geschwindigkeit des Wagens konstatirte ich bei meinen gesammten Touren zu 4 km die Stunde. Zu Pferde legte ich oft die doppelte Entfernung zurück. Alle diese Ungenauigkeiten paralysirte ich durch möglichst genaue Peilungen. Des Morgens vor dem Aufbruch und während der Mittagsrast suchte ich irgend einen hervorragenden Punkt, meist den nächst gelegenen Berg zu erklimmen, zeichnete ringsum die Profile der Höhenzüge auf und peilte den gesammten Horizont ab. Bei den eigen-

thümlichen Niveauverhältnissen, den weiten Flächen und isolirten, oft sehr charakteristisch geformten Höhlen und endlich bei der langsamen Art des Reisens kann man eine zusammenhängende Reihe von Beobachtungspunkten ohne Lücken zu Stande bringen. An Orten längeren Aufenthalts, bei Rehoboth, Otyimbingue, Pot Mine, Ussis, Otyitambi, konnte systematisch eine Basis abgeschritten und eine regelrechte trigonometrische Aufnahme der nächsten Umgebung vorgenommen werden, an welche sich dann die Routenaufnahmen anschlossen. Als Instrument diente durchweg ein von Fuess erstandener Visirkompass. Hierbei trat allerdings ein Umstand hindernd in den Weg, das ist die starke Ablenkung der Magnetnadel. Ein Stativ mitzunehmen, ist sehr oft unthunlich; der Kompass wird direkt auf einen vorspringenden Fels gestellt, und fast alle Gesteine enthalten überraschend viel Magneteisen, oft sogar in grossen eingesprengten Stücken. Wenn also irgend Zeit vorhanden war, wurden Beobachtungen auf Felsenhöhen durch solche von der benachbarten Sandfläche kontrollirt.

Die Zusammenstellung der Beobachtungen wurde nun in der Weise durchgeführt, dass die Peilungsrichtungen der benachbarten Beobachtungspunkte auf je ein Blatt Pauspapier aufgetragen und diese Blätter dann auf einander gelegt und die Kreuzungspunkte zusammengehöriger Strahlen fixirt wurden.

Auf diese Weise konnte die Zusammenstellung der Routenkarte verhältnissmässig schnell ermöglicht werden.

Für die Darstellung der Flüsse wurde die einzig mögliche Art, diejenige, welche für die Wadis der nordafrikanischen Wüsten längst im Gebrauch ist, angewendet. Zusammenhängende Wasserfäden wurden nur bei Okombahe auf etwa  $1\frac{1}{2}$  km, bei Ameib auf einige hundert Schritte, im Berglande südlich von Salem auf einige 10 Schritte beobachtet. Von der Darstellung zahlreicher kaum erkennbarer Wasserrisse wird Abstand genommen; es ist in solchem Gebiete ohne fließendes Wasser natürlich ungemein schwierig, nach dem Augenmaasse die Richtung des Gefälles der kleinen Wasserrisse zu konstatiren. Eingetragen wurden Flussläufe und Höhen übrigens immer nur dann, wenn sie mit einiger Sicherheit gesehen wurden. Besondere Sorgfalt wurde auf die Darstellung des Reliefs, die Vertheilung der Höhen und Gebirge verwandt; die oft steile Neigung der Flächen konnte allerdings nicht zum Ausdruck gebracht werden; sie muss aus den beigelegten Höhenmessungen erschen werden. Zu letzteren standen mir zwei Daudet'sche kleine Aneroide (von Fuess) und ein grosses, von Dr. Schwarz erstandenes, Generalstabs-Aneroid nach einander, nur vorübergehend auch gleichzeitig zur Verfügung. Zum Vergleiche konnte ein zeitweilig an der Pot Mine und in Otyimbingue aufgestelltes Fortinsches Quecksilberbarometer benutzt werden.

Als bewohnte Orte in dem Gebiete können eigentlich nur Walfischbai, Otyimbingue, Hoorokrass, Rehoboth, Erongo, Ameib, Okombahe, Otyitambi bezeichnet werden. Alle übrigen Ortsnamen bezeichnen nur einzelne Werften (Gehöfte), Viehposten, oder endlich nur Wasserstellen, resp. nur bekannte Ausspannplätze ohne Wasser.

Bei Bezeichnung der Vegetationsdecke wurden nur die Flächen berücksichtigt; die Berge haben eigene Vegetationsformen, welche aus den betreffenden Abschnitten des Textes ersichtlich sind. Auch die Angaben



über die Verbreitung der Gesteine beziehen sich nur auf hervortretende Abweichungen von dem Herrschenden. In den Flächen sind es durchaus thoniger Sand oder Geröllschichten, aus denen nur hin und wieder das festere Gestein in flachen Bänken hervortritt. Ist durch die Bergzeichnung das Vorhandensein von Felsen angedeutet, so sind es ohne besondere Bezeichnung gewöhnlich die verschiedenen Gneissvarietäten, die anstehen.

Bei Verbreitung der Thiere wurde nur Selbstgesehenes, allerdings eventuell auch unzweifelhafte Fussspuren (Löwe, Leopard) berücksichtigt; Hyänen und Schakale kommen fast überall vor; die einzelnen Beobachtungsfälle wurden also nicht erst berücksichtigt. Auch ist der kleine Steinbock im Inneren fast überall verbreitet, sodass es sich nicht erst lohnt, die einzelnen Punkte anzuführen.

Was nun endlich die Namengebung anlangt, so habe ich mich nach meinen Gewährsmännern richten müssen. Meine Leute waren ausschliesslich Bastards, Hottentotten und Bergdamara; ich bekam also stets Hottentottennamen oder höchstens solche in Boeren-Holländisch zu hören. Bei der Wiedergabe der Hottentottennamen habe ich auf die dieser Sprache eigenthümlichen Laute, die Klixe, verzichtet. Bei einem nur für kürzere Zeit vorgesehenen Aufenthalte im Lande sah ich von vornherein von eingehenden linguistischen Studien ab, theils, um eben meine Zeit für die Beobachtung der Natur und für meine Hauptaufgabe frei zu haben, theils deswegen, weil ich doch in der kurzen Zeit nichts Vollständiges hätte erreichen können.

So interessant nun auch solche linguistische Studien sind und so selbstverständlich auch einer genauen Schreibweise die höchste Berechtigung zuerkannt werden muss, so ist sie zur Kenntlichmachung von Orten und Gegenden in unserem Schutzgebiet nicht nöthig. Die gewöhnlichen Hottentotten Namen sind den im Lande wohnenden Weissen, den Bastards und selbst den gebildeten d. h. holländisch redenden Hottentotten ohne Weiteres auch ohne Klixe verständlich. Den durch ein griechisches X wiedergegebenen Laut konnte ich theils von einem einfachen Ch — Chorichas, — theils von K — Anikab — nicht unterscheiden. Z und S gebrauchte ich wie im Deutschen. Nur bei dem Namen Tsaobis bin ich der Angabe von Th. Hahn und der seitdem gebräuchlichen Schreibweise gefolgt. Ebenso behielt ich in den Hereronamen das y — Otyimbingue — nach Hahn und dem Gebrauche der Missionare bei.

Wenn z. B. Stapf auf seiner Karte für Niguib Kipnes schreibt statt Klipnues, so ist dies wohl nur ein Druckfehler; vielleicht dasselbe ist der Fall, wenn A. v. Steinäcker<sup>1)</sup> auf seiner Karte für Okombähe den Namen Nagbout statt Natbout (Nasse Hüfte) anführt.